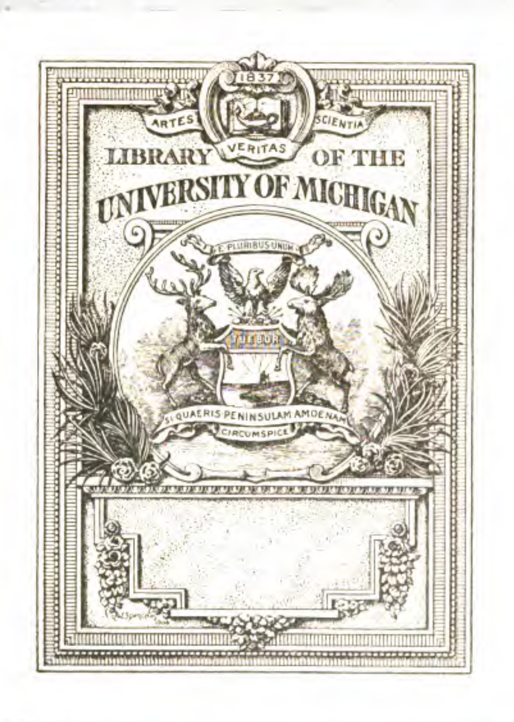



1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

Erläuterungen

zu den

Deutschen Klassikern.

Zweite Abtheilung:

Erläuterungen zu Goethes Werken.

II. Die Leiden des jungen Werthers.

Zweite, neu durchgesehene und vermehrte Auflage.

Leipzig,
Ed. Wartig's Verlag
(Ernst Hoppe).
1880.

Goethes
Leiden des jungen Werthers.

Erläutert

von

Heinrich Düntzer.

Zweite, neu durchgesehene und vermehrte Auflage.

Leipzig,
Ed. Wartig's Verlag
(Ernst Hoppe).
1880.

Auch halte ich mein Herzchen wie ein krankes Kind; jeder Wille wird ihm gestattet.

I. Entstehung.*)

Die Zeit jener ungeheuerlichen, im grellsten Schwulste schillernden Romane und jener fabelreichen, wunderliche Lebensschicksale entfaltenden Entdeckungsgeschichten, deren ausgeprägteste Muster geschmacklose Weichmüthigkeit und gierige, den gröbsten Stoff verschlingende Unterhaltungssucht in H. A. von Zieglers asiatischer Banise (1688) und in J. H. Schnabels Insel Felsenburg (1731) so lange bewundert hatte, war endlich glücklich vorübergegangen, als in Goethe ein neuer Stern über Deutschland aufging. Im entschiedensten Gegensatz zu jenen in fremde Welttheile und die wunderlichsten Abenteuer einführenden Geschichten hatte man sich damals mit glühender Seele dem sittlichen Familienroman Richardsons zugewandt. Seine Schilderungen mit ihren abgezogenen, frischen Lebens entbehrenden reinen Tugendbildern, seine Pamela, Clarissa und Grandison (1740. 1748. 1753), rissen durch breite Tugendrednerei und leere Gefühlsvorspiegelung, wie in England und

*) Vgl. H. Düntzer, „Zu Goethes Jubelfeier“ (1849) S. 89—209. Appell „Werther und seine Zeit“ (1855). Zimmermann, „Werthers Leiden und der literarische Kampf um sie“ in Herrigs „Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen“ XLV (1869), S. 241—298.

Frankreich, so auch in unserm Deutschland die Gemüther gewaltig hin.*) Galt ja der Darsteller christlicher Heroinen, der salbungsvoll predigende Buchhändler Richardson als einer der edelsten und reinsten Sittenlehrer, dessen Werke von den akademischen Lehrstühlen wie von den Kanzeln herab auf das eindringlichste empfohlen und von allen gefühlvollen Herzen verschlungen wurden. In Deutschland war es besonders unser Gellert, als Sittenlehrer überall gefeiert und als untrüglicher Rathgeber in allen die Erziehung und sittliche Verwicklungen betreffenden Fragen verehrt, der auf diese Schriften eifrigst hinwies, die Natur, Geschmack und Religion seien, unsterblicher bei Christen als Homer, ja er selbst, der besonders auf die Jugend und die Frauen zu wirken suchte, schrieb drei Jahre vor Goethes Geburt eine ähnliche Darstellung in seinem Leben der schwedischen Gräfin von G***, welches durch die das Werk durchziehende reine Gesinnung, den fein gewählten, leicht fließenden Briefstil, aber auch durch die Massenhaftigkeit unterhaltenden Stoffes, bei allem Mangel an dichterischer Erfindung und Kraft, sehr anzog, mehrfache Nachahmungen hervorrief und sogar durch Uebersetzungen ins Ausland verpflanzt ward. Ein schwärmerischer Bewunderer Richardsons war Klopstock, welcher seine Meta, die nach Fannys Verlust ihn hinriß, nach dem englischen Roman Clary nannte und in einer eigenen Ode den Eindruck von Clarissas Tod ergreifend schilderte. Der kalte Mendelssohn erkannte auch noch später in Richardsons Romanen wahre Musterwerke, pries an ihm außer einer fruchtbaren und unerschöpflichen Dichtungskraft und der Kenntniß des menschlichen

*) Vgl. Erich Schmidt, „Richardson, Rousseau und Goethe. Ein Beitrag zur Geschichte des Romans im 18. Jahrhundert" (1875).

als aus dem Englischen übersetzt“ die beste Empfehlung auf den Weg zu geben wußte, gar reichen Beifall erntete, mochte auch die Kritik die Charaktere für einen bloßen Abklatsch der richardsonschen, die Entwicklung der mit den überraschendsten und seltsamsten Abenteuern vollgepfropften Geschichte für unnatürlich erklären und sonst manches auszusetzen finden. Noch größeres Glück machte der Verfasser (denn als Dichter können wir Hermes unmöglich gelten lassen) mit seinem in den Jahren 1770—1772 in fünf Bänden erschienenen Roman Sophiens Reise von Memel nach Sachsen, da der Reichthum an überraschenden, spannenden, ja lüsternen Geschichten, die moralische Salbaderei und die thränenweiche Empfindsamkeit die damalige Lesewelt um so mehr für den gar nicht verspürten Mangel an reinem Schönheitsgefühl und jeder dichterischer Schöpfungskraft entschädigten, als der hier gewählte vaterländische Boden und die heimischen Sitten ihm einen eigenthümlichen Reiz verliehen. Hermes selbst nannte sich einen christlichen Moralisten, der seinen Roman statt einige Bände Predigten gebe, nicht im geringsten auf einheitliche Komposition achte, sondern, wie es seine Moral heische, Episode an Episode reihe.

Neben den richardsonschen Romanen hatte Rousseaus neue Heloise (schon 1759 vollendet, aber erst 1761 herausgegeben) auch in Deutschland gar bald den weitreichendsten Einfluß zu üben begonnen. Freilich hatte sich auch der von tiefstem Naturdrang getriebene französische Gefühlsweise an Richardsons Geschichten gebildet, den er zu den größten Dichtern aller Zeiten und Völker zählte, wie schon Diderot ihn mit überspannter Begeisterung gefeiert und erklärt hatte, erst die Nachwelt werde ihn ganz zu würdigen vermögen; freilich sollte seine

Heloise sittlich belehren, indem sie die Nothwendigkeit der Heiligkeit der Ehe dem besonders in Paris herrschenden schrecklichen Verderbniß gegenüber lebhaft darzustellen bestrebt war; freilich mangelte ihr trotz der zu Grunde liegenden wirklichen, aber phantastisch ausgeführten Erlebnisse der Zauber voller, die Wirklichkeit in ihrem innersten Wesen erfassender und in anschaulicher Reinheit verklärender dichterischen Schöpfungskraft, und besonders in den letzten Theilen ergingen sich die, wie Rousseau selbst fühlte, überlangen Briefe in ausführlichen Abhandlungen über verschiedene, mit dem Hauptgegenstande in gar keiner oder nur sehr loser Verbindung stehende Dinge: allein Rousseau ist kein leerer Tugendschwätzer, wie Richardson, er spricht aus eigener Erfahrung, aus wahrem, innigem, durchempfundenem Gefühle, wir fühlen den Zug seiner reinen, wenn auch ihrer unendlichen Schwäche und Sündhaftigkeit sich bewußten Seele, den innigsten Antheil an allem, was wahres Menschenglück zu begründen vermag, als Grundton überall durchklingen, der reine Ausfluß des Herzens ergießt sich mächtig in unser Herz. Und Rousseaus Heloise, mag sie auch falscher Empfindsamkeit Vorschub geleistet haben und nichts weniger als den Anforderungen an ein vollendetes dichterisches Kunstwerk genügen, sie hat auf die Gesittung des ganzen gebildeten Europa durch die mit hinreißender Ueberzeugung ausgeführten Ansichten über Liebe und Natur, Sittlichkeit und Religion, Staat und Leben, Erziehung und Bildung den segensreichsten Einfluß gewonnen, und somit ihren von Rousseau selbst beabsichtigten Zweck, in einem Roman, dessen Knoten durch eine unsittliche Handlung geschlungen werde, wahre Sittlichkeit zu lehren, glänzend erfüllt. Wieland bezeichnete die Heloise als den gefährlichsten und lehrreichsten

Roman in der Welt; auf seinen „Agathon" blieb sie nicht ohne Einfluß. Möser rühmte, daß Rousseau alle Regeln und Gesetze seiner Zeit stehen oder fallen gelassen, um seine Empfindungen allein auszusprechen. Herder und seine Braut schwärmten für ihn wie für einen Propheten. Freilich war Mendelssohn so wenig mit dieser Wundererscheinung zufrieden, sie lag seinem Gefühle so fern, daß er meinte, Rousseau hätte lieber philosophische Aufsätze als einen Roman geschrieben, nur einige Excurse seien seiner würdig, ganz und gar vermisse man die Eigenschaften, die Richardson zum Ideal eines Romandichters machten: seine Dichtungskraft habe er in keine großen Unkosten gesetzt, seine Kenntniß des menschlichen Herzens sei mehr spekulativisch als pragmatisch, die Erzählungen seien ungleich, bald schleppend, bald im vollem Galopp, die Gabe zu dialogiren fehle fast ganz und seine Leidenschaften überjagten die Einbildungskraft des Lesers. Und Lessing urtheilte nicht viel günstiger. Als er in der „Dramaturgie" das nach dem Rousseauschen Roman gemachte Stück Heufelds Julie oder Wettstreit der Pflicht und Liebe anzeigte, verwies er auf Mendelssohns Beurtheilung, bemerkte aber, die Erfindung sei sehr gering, die Situationen alltäglich oder unnatürlich, St. Preux sei der albernste Mensch von der Welt, der in allgemeinen Ausrufungen Vernunft und Wissenschaften in den Himmel erhebe und nicht den geringsten Funken davon besitze, in seiner Liebe sei er abenteuerlich, schwülstig, ausgelassen und zeige in seinem sonstigen Betragen nicht die geringste Spur von Ueberlegung. Viel ärger und wirklich böswillig urtheilte Voltaire über seinen Antipoden, aber ohne der hinreißenden Wirkung der Dichtung auf die Welt Abbruch thun können.

Unterdessen war in England eine der wunderlieblichsten Früchte einfacher, das Herz rührender und milde beruhigender Dichtung in Goldsmiths Landpriester von Wakefield (1766) unter dem wuchernden Schlingkraut richardsonscher und fieldingscher Romane glücklich herangereift. Goldsmiths Erzählung erfüllt uns keineswegs mit hochtrabenden Ideen von idealischer Tugend, sie führt uns einen im stillen Kreise seiner Familie und Gemeinde segensreich wirkenden schlichten Pfarrer vor, dessen unerschütterliches Vertrauen auf Gottes Gerechtigkeit am Schlusse den edelsten Sieg feiert. Alles strahlt hier im Glanze reinster Natur und menschlichster Wahrheit; das Unglück des jähen Umsturzes und die Festigkeit des gottergebenen Sinnes erhalten durch die vorhergehende Schilderung des in frischduftendem Reize uns vor die Seele tretenden, so freventlich gestörten Familienglückes ihre vollste Wirkung. Allein wie gemüthlich auch Goldsmiths Landpriester jedes unverdorbene Gemüth ansprechen, wie tief er die richardsonschen moralisirenden Machwerke in Schatten stellen mußte, zu mächtigem Eingreifen in die gährende Zeit fehlte diesem idyllischen Roman der eigentliche Zündstoff. Goethe war es vorbehalten, die reine Naturwahrheit Goldsmiths mit Rousseaus glühendem Drange und deutscher Gemüthstiefe zu verbinden, um uns ein vollendetes dichterisches Bild einer so viele der edelsten Gemüther untergrabenden, gleichfalls durch englische Dichter genährten Seelenkrankheit zu entwerfen, wobei sich nur der wunderbare Fall ereignete, daß die hinreißende Darstellung die Krankheit steigerte, statt sie zu heilen, so daß viele den so liebenswürdig geschilderten krankhaften Helden sich zum Vorbild nehmen zu müssen glaubten. So wenig war man zum innerlichen Verständniß des Romans

vorgedrungen, der freilich seine lehrhafte Absicht nicht so ausdrücklich betonen durfte, als Rousseau bei seiner Heloise, welche ein Tendenzroman sein sollte.

Goethe hatte schon in frühen Jahren sich von den richardsonschen Romanen*) und ähnlichen „Meerwundern“ phantastischer Abenteuerlichkeit abgewandt, die hier dargestellte Tugend in ihrer Krankhaftigkeit erkannt; sein Geist fühlte sich mehr vom Schönen, Reinnatürlichen und Wahren als vom Erstaunlichen angezogen, woher er Thümmels Wilhelmine, Wielands Musarion und Agathon schon in Leipzig aller richardsonschen Tugendrednerei und allen sonstigen Empfindsamkeiten entschieden vorzog. Bereits in Frankfurt lernte er Rousseau kennen; aber erst in Leipzig ergriff er ihn, noch mächtiger in Straßburg, wo die begeisterten deutschen Jünglinge ihn als Verkündiger des Naturevangeliums und der Freiheit zunächst neben Shakespeare verehrten, seine Heloise und den gewissermaßen ihn fortsetzenden Emile als wunderbare Offenbarungen des Menschengeistes priesen, aber zu gleicher Zeit öffnete Herder, welcher die englische Literatur gegen die der Schwäche verfallene französische pries und selbst in dem sonst so großen Rousseau den auf den Schein gestellten Franzosen erkannte, dem horchenden Jünger das Auge für wahrhafte Natureinfalt, wies ihn auf echte Volksdichtung hin, machte ihn mit Goldsmiths Landpriester bekannt, lehrte ihn Homer, Ossian und Shakespeare in ihrer wahren Größe immer einsichtiger verehren. Die Liebe zu Friederiken regte die Seele des edlen Dichterjünglings in allen ihren Tiefen

---

*) Schon als leipziger Student nannte er die Unschuld „mehr als Byron (Henriette Byron im „Grandison“) und Pamele Ideal und Seltenheit“.

auf, und der Schmerz, ihr entsagen zu müssen, verschlang sich mit dem bittern Bewußtsein, der Geliebten durch leichtfertige Leidenschaft unendliches Weh bereitet zu haben. Nach Frankfurt zurückgekehrt, fühlte er sein Herz von tiefster Wehmuth durchzittert; unruhig und unstet trieb er sich umher, bis er endlich in der aus seiner Verehrung Shakespeares geflossenen Dichtung des Götz einen Halt gewann. Der Umgang mit dem tüchtigen J. G. Schlosser und dem scharfblickenden Merck wirkte belebend und kräftigend auf sein ganzes Wesen, und sein jugendlicher Muth kehrte in vollster Kraft zurück, so daß er sich dem Leben und allen geistigen Regungen wieder frisch bewegt zuwandte, wenn auch sein Herz noch immer sehnsüchtig Friederikens gedachte und sich vor einer neuen Leidenschaft sorgsam hütete.

In Darmstadt fand er einen ihn hebenden Freundeskreis; Herders Braut und die Hofdamen von Roussillon und Luise von Ziegler zogen ihn an, die er als Psyche, Urania und Lila feierte. Im Mai 1772 ward Goethe nach Wetzlar gesandt, um an dem Sitze des Reichskammergerichts sich zu seinem Berufe als Rechtsanwalt weiter auszubilden. Allein hierzu fühlte er sich wenig geneigt, vielmehr war sein Hauptzweck auf die sogenannten schönen Wissenschaften gerichtet, worin er zu klarerer und tieferer Einsicht zu gelangen suchte. Vor allem lebte er in den griechischen Dichtern. Und schon hatte er sich mit Merck und Schlosser zur Herausgabe der frankfurter gelehrten Anzeigen verbunden, die bereits in den ersten Monaten des Jahres einige bedeutende Beurtheilungen von seiner Seite gebracht hatten. Unter den jüngern beim Reichskammergericht beschäftigten Männern befanden sich manche, welche mit Liebe

den schönen Wissenschaften anhingen, worin sich der drei Jahre ältere gothaische Legationssekretär Fr. W. Gotter, der Mitherausgeber des göttinger Musenalmanachs, durch geistreiche Auffassung der französischen und englischen Literatur, einen zarten, klaren und heitern Sinn, sowie eine erfreuliche Gewandtheit in der dichterischen Form auf das vortheilhafteste auszeichnete. Dieser, an den er sich eng anschloß, regte ihn auch zu einem Wettstreit in der Uebersetzung von Goldsmiths lieblichem verödeten Dorfe an. Eine ganz entgegengesetzte Natur trat ihm in dem braunschweigischen Hofgerichtsassessor Fr. A. von Goué entgegen, einem in wunderlichen Seltsamkeiten sich gefallenden, als ein großes Genie sich gebärdenden Manne, der sich zur epikureischen Lebensweisheit bekannte und seine wirklichen Anlagen im seltsamsten Scheintreiben verzettelte. Dagegen lernte er einen kräftigen, selbstbewußten, auf tiefem Ernste ruhenden Mann in dem wegen einer beim Reichskammergericht schwebenden Rechtssache zu Wetzlar weilenden Freiherrn von Kielsmanegg kennen, zu dem er sich voll reiner Achtung hingezogen fühlte.

Wetzlar selbst bot ihm außer dem Umgange mit den genannten, mehrere Jahre ältern Freunden gar wenig, da in den gewöhnlichen Kreisen nüchterne Geschmacklosigkeit herrschte und der hier bedeutend vertretene Adel sich in stolzer Ueberhebung von den Bürgerlichen streng geschieden hielt. Um so mehr erfreute sich der junge Dichter der schönen Umgebung der Stadt, die ihn bald in dem nordöstlich etwa eine halbe Stunde von Wetzlar entfernten Dorfe Garbenheim einen Lieblingsplatz finden ließ. Hier war es, wo der gerade acht Jahre ältere hannöversche Legationssekretär Johann Christian Kestner

zuerst mit Goethe zusammentraf. Gotter hatte den letztern eines Nachmittags nach Garbenheim mitgenommen, wo sie unsern Dichter im Grase unter einem Baume auf dem Rücken liegen fanden, wie er sich mit von Goué, von Kielsmanegg und einem D. König lebhaft unterhielt. Kestner betheiligte sich bald an dem Gespräche und lernte das Genie und die lebhafte Einbildungskraft des von manchen Seiten ihm schon gepriesenen jungen Frankfurters, der sich mehr mit Homer und Pindar als mit seinem eigentlichen Berufe beschäftigte, höchlich schätzen. „Er hat sehr viel Talente", so schildert er ihn kurz nach seiner ersten Bekanntschaft, „ist ein wahres Genie und ein Mensch von Charakter; besitzt eine außerordentlich lebhafte Einbildungskraft, daher er sich meistens in Bildern und Gleichnissen ausdrückt. Er pflegt auch selbst zu sagen, daß er sich immer uneigentlich ausdrücke, niemals eigentlich ausdrücken könne; wenn er aber älter werde, hoffe er die Gedanken selbst, wie sie wären, zu denken und zu sagen. Er ist in allen seinen Affekten heftig, hat jedoch oft viel Gewalt über sich. Seine Denkungsart ist edel; von Vorurtheilen so viel frei, handelt er, wie es ihm einfällt, ohne sich darum zu bekümmern, ob es andern gefällt, ob es Mode ist, ob es die Lebensart erlaubt. Aller Zwang ist ihm verhaßt. Er liebt die Kinder und kann sich mit ihnen sehr beschäftigen. Er ist bizarre und hat in seinem Betragen, seinem Aeußerlichen verschiedenes, das ihn unangenehm machen könnte; aber bei Kindern, bei Frauenzimmern und vielen andern ist er doch wohl angeschrieben. Für das weibliche Geschlecht hat er sehr viele Hochachtung. In principiis (Grundsätzen) ist er noch nicht fest, und strebt noch erst nach einem gewissen System. Um etwas davon zu sagen, so hält er viel von Rousseau, ist

jedoch nicht ein blinder Anbeter von demselben. Er ist nicht, was man orthodox nennt, jedoch nicht aus Stolz oder Kaprize oder um etwas vorstellen zu wollen. Er äußert sich auch über gewisse Hauptmaterien gegen wenige, stört andere nicht gern in ihren ruhigen Vorstellungen. Er haßt zwar den scepticismum [die Zweifelsucht], strebt nach Wahrheit und nach Determinirung über gewisse Hauptmaterien, glaubt auch schon über die wichtigsten determinirt zu sein; so viel ich aber gemerkt, ist er es noch nicht. Er geht nicht in die Kirche, auch nicht zum Abendmahl, betet auch selten: denn, sagt er, ich bin dazu nicht genug Lügner. Zuweilen ist er über gewisse Materien ruhig, zuweilen aber nichts weniger wie das. Vor der christlichen Religion hat er Hochachtung, nicht aber in der Gestalt, wie sie unsere Theologen vorstellen. Er glaubt ein künftiges Leben, einen bessern Zustand. Er strebt nach Wahrheit, hält jedoch mehr vom Gefühl derselben als von ihrer Demonstration."

Fühlte Kestner auch gleich beim ersten Zusammentreffen, daß der junge Frankfurter kein unbedeutender Mensch sei, so bedurfte es doch erst genauerer Bekanntschaft, ehe er ihn unter die Zahl seiner Vertrauten aufnahm, was bald nachher auf ganz besondere Veranlassung geschehn sollte. Bereits seit dem Jahre 1767 in Wetzlar wohnhaft, wo er in Hoffnung auf eine möglichst rasch zu erwirkende feste Versorgung sich mit treuestem Eifer seinen Berufsgeschäften widmete, hatte er bald bei dem im deutschen Hause wohnenden Deutsch-Ordens-Amtmann Heinrich Adam Buff*) Zutritt gefunden und sich von der zweiten

*) Am 20. September 1711 zu Steinbach geboren, wo sein Vater Pfarrer war. Seine Amtswohnung befand sich in dem kleinen zweistöckigen Gebäude links vom Eingange, später zur protestantischen Mädchenschule benutzt.

Tochter desselben, der im sechzehnten Jahre stehenden Charlotte Sophie Henriette*), so freundlich angezogen gefühlt, daß ein inniges Herzensverhältniß sich bald zu schließen begann. „Ich bin hier in einem Hause bekannt", vertraut Kestner, bald nachdem sich seine Neigung entschieden, seinem frühern Hauslehrer; „gewiß der beste Theil der Stadt; wem es die Eigenliebe nicht verbietet, erkennt es auch dafür, Vornehme und andere; wer genau darin bekannt ist, ist so zu sagen entzückt davon. Ein redlicher Vater, ein munterer Alter, durch Mäßigkeit und gute Natur noch stark, dienstfertig für jedermann und rechtschaffen; obgleich ein wenig rauh (in Vergleichung mit der folgenden Person), doch menschenliebend. Die Mutter**) — hier weiß ich nicht, wo ich anfangen soll — mit einem Worte die beste Frau, die beste Mutter und die beste Freundin. Ohne es zu wissen, wenigstens ohne den geringsten Schein, daß sie es weiß, zu haben, fehlt es ihr noch nahe im vierzigsten Jahre nicht an Reiz. Das schönste, sanfteste, menschenliebendste, gefälligste, zärtlichste Herz, Einsicht, Verstand und wahre Weisheit, auch gefälliger Witz; dabei ganz Bescheidenheit, ganz Tugend, religieux rc. rc., von jedermann verehrt, von ihren Kindern zärtlich geliebt. Diese sind ihr vornehmstes Geschäft und Augenmerk, und sie hinwiederum ihnen ihr bestes Gut. . . . Zwei Töchter sind erwachsen, von achtzehn und sechzehn Jahren. Diese so wie alle Kinder sind ihrer Mutter würdig. Alle blon-

---

*) Sie war am 13. (nicht, wie Goethe annahm, am 11.) Januar 1753 geboren.

**) Magdalene Ernestine, Tochter des darmstädtischen Lieutenants Feyler, geb. am 23. Mai 1731, vermählt im Sommer 1750.

des Haar und blaue Augen; eines hübscher wie das andere; nach den Kleinen könnte ein Maler Liebesgötter zeichnen. Die älteste*) ist ziemlich regelmäßig schön, still, ruhig, von sanftem Charakter ꝛc. ꝛc. Die zweite muß jener, wenn man sie nach Regeln beurtheilen will, weichen, ist aber nichts desto weniger reizender und einnehmender. Sie hat ein fühlendes, weiches Herz; so wie überhaupt ihr (und aller Geschwister) Bau des Körpers zärtlich ist, so ist ihre Seele auch. Mitleidig gegen alle Unglücklichen, gefällig und bereit, jedermann zu dienen, versöhnlich, gerührt, wenn sie glaubt jemand beleidigt zu haben, gutthätig, freundlich und höflich, freudig, wenn jemanden etwas Gutes begegnet, gar nicht neidisch ... Dabei eine aufgeweckte, lebhafte Seele, geschwinde Begriffe, Gegenwart des Geistes, froh und immer vergnügt; und dieses nicht für sich allein, nein, alles, was um sie ist, macht sie vergnügt, durch Gespräche, durch lustige Einfälle, durch eine gewisse Laune oder Humor. Sie ist das Vergnügen ihrer Eltern und Geschwister, und wenn sie ein finsteres Gesicht darunter bemerkt, so eilt sie es aufzuklären. Sie ist bei jedermann beliebt, und es fehlt ihr nicht an Anbetern, worunter, welches sonderbar ist, sich Dumme und Kluge, Ernsthafte und Lustige befinden. Sie ist tugendhaft, fromm und fleißig, geschickt in allen Frauenzimmerarbeiten." Mehr als zwei Jahre später schreibt Kestner seinem Herzensfreund von Hennings in Kopenhagen, nachdem er seiner Ueberbürdung mit Geschäften gedacht, von denen viele sehr unangenehm und verdrießlich seien, über sein damaliges Verhältniß zu Charlotten: „Vielleicht wollen Sie wissen, wie weit

*) Karoline Wilhelmine Marie, geboren am 9. Juni 1751.

unsere Verbindung gekommen: sie ist, wie sie war. Wir lieben uns, wir haben uns eins für das andere auf immer bestimmt, aber ohne daß eine sonst gewöhnliche Versprechung vorgegangen. Ich wünschte herzlich, daß wir uns bald noch näher verbinden könnten, aber ich muß zuvor eines genügenden Unterhaltes sicher sein. Das Projekt zu meiner Anstellung ist schon gemacht, aber es kann noch nicht ausgeführt werden." Der Umgang mit der so zahlreichen wie herzlich verbundenen Familie entschädigte ihn, wie er bemerkt, für den in Wetzlar herrschenden Mangel an Geschmack und Empfindung; aus ihm schöpfte er Geduld, Standhaftigkeit, Ermunterung, Vergnügen. „So oft ich vom Tische komme, um halb 2 oder 2 Uhr ist mein Gang dahin gerichtet, da bleibe ich bis 3 Uhr und kann durch diese Stunde Ausruhen die schwerste Arbeit ertragen. Abends, wenn die Arbeit es erlaubt, gehe ich um 9 Uhr wieder dahin bis 11 Uhr. Diese Stunden sind der Liebe, der Freundschaft und dem vertraulichen Gespräch gewidmet. Die Unschuld und Tugend setzt die Grenzen. Die würdigste, die sanfteste und tugendhafteste Mutter hat ihre Kinder allezeit unter Augen.... Charlottens Herz und Geist ist es vornehmlich, was mich zu ihrem Gefangenen macht, ihr Gefühl, ihr Verstand, ihre Lebhaftigkeit, die alles belebt, was um sie her ist. Ich bin unvermerkt bemüht gewesen, sie weiter bilden zu helfen, und sie ist so gefällig meine Denkungsart anzunehmen, so weit es sich mit ihrer Munterkeit vereint.... Die Abende sind noch immer das Beste, was ich habe: dies ist gleichsam das geheime Conseil, wo jedes Herz offen ist; von dem ganzen Tage wird auf diese Zeit gespart. Es wird auch nicht allein gesprochen, sondern auch gelesen und über mancherlei deliberirt. Die beste Mutter präsidirt in diesem Conseil; die älteste Schwester ist gewöhnlich gegenwärtig,

der Vater geht gewöhnlich früh zu Bette und die übrigen Kinder sind schon lange schlafen gegangen.

Leider mußte er bald darauf, am 13. März 1771, den Tod von Charlottens Mutter beklagen, der besten Freundin, die er je besessen, die von allen verehrt und in ganz Wetzlar als die „Frau mit den vielen schönen Kindern“ bekannt war. Die Geliebte fühlte den unendlichen Verlust in seiner ganzen Bitterkeit. „Er milderte auch ihre Munterkeit sehr“, schreibt Kestner, „und mußte es durch die Folge noch mehr thun: denn auf sie fiel das Loos, ihrer Mutter Stelle bei den Geschwistern*) zu ersetzen — natürlicher Weise eine wichtige Veränderung. Sie war erst achtzehn Jahr alt, und hat eine ältere Schwester, die niemals die Rechte der Erstgeburt vergab; allein daß Lottchen nur ihrer Mutter Stelle vertreten konnte, war so ausgemacht und so unzweifelhaft, daß nicht nur der Vater, sondern auch die ältere Schwester, und noch mehr die jüngern Geschwister, auch das Gesinde, ja die Fremden, stillschweigend und ohne Abrede, durch eine innerliche Ueberzeugung unbewußt getrieben, darin übereinstimmten. Und sie selbst fühlte ihre Bestimmung so sehr, daß sie das Amt von dem ersten Augenblick an übernahm, und mit solcher Zuverlässigkeit führte, als wenn eine förmliche Uebertragung, bei ihr aber ein überlegter Entschluß vorausgegangen und sie dazu von jeher bestimmt sei. An sie wandte sich alles, auf ihr Wort geschah alles, und jedes folgte ihrer Anordnung, ja ihrem Wink, und was das vornehmste war, es schien, als wenn die Weisheit ihrer Mutter ihr zum

*) Von den sechzehn Kindern war das jüngste beim Tode der Mutter eben ein Jahr alt; denn während Kestners Aufenthalt in Wetzlar waren noch zwei Knaben im März 1769 und 1770 geboren worden.

Erbtheil geworden wäre. Bis diese Stunde hat sich solches erhalten: sie ist die Stütze der Familie, die Liebe, die Achtung derer, die dazu gehören, und das Augenmerk derer, welche dahin kommen. Ich sage Ihnen, es ist ein halbes Wunderwerk, ungeachtet weder sie selbst, noch die Familie es merkt, und jedes meint, es müßte so sein.... Wenn ich vorher noch ihretwegen unentschlossen gewesen wäre, so hätte mich dieses, ohne den mindesten Zweifel übrig zu lassen, völlig entscheiden müssen; denn was vorhin meistens nur Hoffnung, nur Wahrscheinlichkeit, nur Keim, nur Anlage war, das ist jetzt sichtbare, unleugbare Gewißheit, das ist jetzt die reife Frucht und vollendete Vollkommenheit. Sie verstehen mich auch, wenn ich sage, daß diese Situation ihr nicht nur die Vollendung gegeben, sondern sie auch darin erhält, und sie vor den Abwegen bewahrt, wohin die Mädchen nur zu leicht gerathen, wenn sie Muße genug haben, in dem Putz, in dem zu vielen Bücherlesen und in den andern vermeintlichen Vollkommenheiten ihre Vorzüge zu suchen." Allein noch immer war keine öffentliche Erklärung des Verhältnisses erfolgt, wozu Kestner der Einwilligung seiner Eltern bedurfte, die erst der bald darauf eintretende Tod seines Vaters ihm in Aussicht stellte. Aber trotzdem galt Kestner, welcher jede freie Stunde bei Lotten zubrachte und sich fast von allen, nicht in ihrer Gegenwart zu genießenden Vergnügungen zurückzog, allgemein als erklärter Bräutigam, so daß er bei seinen Berufsgenossen schlechtweg diesen Namen führte.

Goethe lernte Kestners Geliebte ganz zufällig kennen, als er am Abend des 9. Juni in Gesellschaft von Verwandten nach Volpertshausen, einem anderthalb Stunde von Wetzlar entfernten, jenseit des Stoppelbergs gelegenen Orte, zu einem dort

veranstalteten Balle fuhr; denn da Kestner erst später nachkommen konnte, hatte sich Lotte an eine befreundete Familie, an Goethes Nichten, die Töchter seiner Großtante Frau Geheimerath Lange, angeschlossen. „Der D. Goethe war mit im Wagen“, berichtet Kestner selbst, „und lernte Lottchen hier zuerst kennen. Er hat sehr viele Kenntnisse, und die Natur, im physikalischen und moralischen Verstande genommen, zu seinem Hauptstudium gemacht, und von beiden die wahre Schönheit studirt. Noch kein Frauenzimmer hier hatte ihm ein Genügen geleistet. Lottchen zog gleich seine ganze Aufmerksamkeit an sich. Sie ist noch jung, sie hat, wenn sie gleich keine ganz regelmäßige Schönheit ist (ich rede hier nach dem gemeinen Sprachgebrauch, und weiß wohl, daß die Schönheit eigentlich keine Regeln hat), eine sehr vortheilhafte, einnehmende Gesichtsbildung; ihr Blick ist wie ein heiterer Frühlingsmorgen, zumal den Tag, weil sie den Tanz liebt; sie war lustig; sie war in ganz ungekünsteltem Putz. Er bemerkte bei ihr Gefühl für das Schöne der Natur und einen ungezwungenen Witz, mehr Laune als Witz. Er wußte nicht, daß sie nicht mehr frei war; ich kam ein paar Stunden später, und es ist nie unsere Gewohnheit, an öffentlichen Orten mehr als Freundschaft gegen einander zu äußern. Er war den Tag ausgelassen lustig; dieses ist er manchmal, dagegen zur andern Zeit melancholisch. Lottchen eroberte ihn ganz, um desto mehr, da sie sich keine Mühe darum gab, sondern sich nur dem Vergnügen überließ. Andern Tags konnte es nicht fehlen, daß Goethe sich nach Lottchens Befinden auf den Ball erkundigte. Vorhin hatte er in ihr ein fröhliches Mädchen kennen gelernt, das den Tanz und das ungetrübte Vergnügen liebt; nun lernte

er sie auch erst von der Seite, worin sie ihre Stärke hat, von der häuslichen Seite kennen."

Der junge Dichter fühlte sich von der unendlichen Güte, der reinen Herzlichkeit und stillen Häuslichkeit des wie eine liebevoll sorgsame Mutter segensreich wirkenden, von den gewöhnlichen weiblichen Schwachheiten fast ganz freien, in vollster Blüthe jugendlicher Frische und Heiterkeit prangenden Mädchens wundervoll angezogen, so daß er in ihr das Urbild einer treuliebenden, freundlich sorgsamen und heiter thätigen Gattin, die Erfüllung seiner nach inniger Herzens- und Lebensvereinigung hingewandten Wünsche gefunden zu haben glaubte. Freilich mußte es ihm bei seiner nähern Bekanntschaft mit Lotten bald zur Gewißheit werden, daß diese ihr Herz vergeben hatte und ihm nichts als innige, auf reinster Anerkennung seines schönen Gemüthes und reichen Geistes beruhende Freundschaft widmen konnte, aber dennoch vermochte er nicht, sich ihrem mit frischem Leben und holdester Wonne ihn umwehenden Zauberkreise zu entziehen. Zwischen ihm und dem ernsten, tüchtigen, für wahre Freundschaft tief empfänglichen Kestner schloß sich bald ein edler, auf innigster gegenseitiger Anerkennung und auf gleicher Verehrung Lottens gegründeter Seelenbund, der durch keine Verdächtigungen gestört werden konnte. Freilich glaubten manche, daß Goethe Lotten ihrem Bräutigam abwendig machen wollte, aber dieser war davon so fern, daß er einem Freunde, der einen solchen Verdacht gegen ihn äußerte, erwiederte, Lotte sei zu edel, als daß sie den Geliebten aufgeben könnte, und er selbst würde sie sogleich verlassen, wenn sie dazu fähig wäre. Da der von seinem überaus genauen und sorgfältigen Gesandten sehr in Thätigkeit gesetzte Kestner den größten Theil des Tages von

Geschäften in Anspruch genommen war, so daß er, wie wir hörten, meist nur Nachmittags eine Stunde und Abends nach neun Uhr bei der Geliebten vorsprechen konnte, wo er sie in ihrer blaugestreiften Nachtjacke sah, so hatte er es gern, wenn Goethe, der sich regelmäßig jeden Nachmittag zugleich mit Kestner bei ihr einstellte, länger verweilte und zu Lottens bildender Unterhaltung freundlich beitrug. Für ihn war es eine Lust, zu Lottens Füßen zu sitzen, wenn ihre kleinen Brüder auf ihm „herumkrabbelten“. Von den sieben Söhnen besuchten die beiden ältesten, Hans und Wilhelm, die im fünfzehnten und vierzehnten Jahre standen, die gelehrte Schule. Seine „zwei kleinen Buben“ waren Ernst und Ludwig, von denen der erstere das fünfte Jahr noch nicht vollendet, der letztere das vierte begonnen hatte. Die drei übrigen Brüder Friedrich, Georg und Albrecht waren 1762, 1764 und 1766 geboren. Von Lottens Schwestern gedachten wir schon der ältesten; die dritte Helene war von Wetzlar abwesend, die jüngste Amalie stand eben im achten Jahre. Goethe fühlte sich glücklich, Lotten überallhin zu begleiten, sich in ihrem bewegten häuslichen Kreise heimisch zu machen und sich als Familienglied betrachten zu dürfen, was ihm bei seiner herzgewinnenden reinen Gemüthlichkeit so wohl gelang, daß seine Ankunft von ihr und den Geschwistern immer auf das innigste begrüßt ward. Häufig ging er mit ihr nach dem auf dem Wege zum wildbacher Thore gelegenen Garten, wo man das Murmeln des Wildbaches vernahm, oder zu dem vor demselben Thore liegenden Krautland. Bei allen ländlichen Spaziergängen und Ausflügen war er ihr beständiger Begleiter, so nach Garbenheim und dem jenseit anderthalb Stunden von Wetzlar entfernten zur Gemeinde Dollar gehörenden Dorfe Atzbach, wo

Lotte zuweilen bei einer befreundeten Familie (wohl bei der des nassauischen Rentmeisters Rhodius, die mit sechs Töchtern gesegnet war, oder bei dem weilburgischen Amtmann Curo) einsprach. Erlaubten es Kestners Geschäfte, sich daran zu betheiligen, so fühlten sich die Freunde auf das höchste beglückt; hatten sich ja alle drei unbewußt so an einander gewöhnt, daß sie sich nicht entbehren konnten. Goethe wußte, daß er auf Lotten keinen Anspruch machen dürfe, die so weit entfernt war, dem Geliebten irgend eine Veranlassung zur Eifersucht zu geben, daß dieser die freundliche Art, wie sie ihren Verehrer zu behandeln wußte, ohne dadurch irgend eine Hoffnung in dessen Brust zu nähren, höchlich bewunderte. So lebten sie zwei Monate lang, wie Goethe in Dichtung und Wahrheit sich bezeichnend ausdrückt, eine echt deutsche Idylle, wozu das fruchtbare Land die Prosa und eine reine Neigung die Poesie hergab; doch ist die Darstellung, die er daselbst von jenen Tagen macht, ganz frei ausgeführt.

Ein unwillkürliches Geständniß seiner liebevollen Bewunderung Lottens legte Goethe in einer am 1. September in den frankfurter Anzeigen erschienenen, wohl einige Wochen früher geschriebenen Beurtheilung ab, wo er, nachdem er den echten Dichterjüngling geschildert, also fortfährt: „Wenn ihn heiligere Gefühle aus dem Geschwirre der Gesellschaft in die Einsamkeit leiten, laß ihn auf seiner Wallfahrt ein Mädchen entdecken, deren Seele ganz Güte, zugleich mit einer Gestalt ganz Anmuth, sich in stillem Familienkreis häuslicher thätiger Liebe glücklich entfaltet hat, die, Liebling, Freundin, Beistand ihrer Mutter, die zweite Mutter ihres Hauses ist, deren stets liebwirkende Seele jedes Herz unwiderstehlich an sich reißt, zu

der Dichter und Weise willig in die Schule gingen, mit Entzücken schauten eingeborene Tugend, mitgeborenen Wohlstand und Grazie. Ja, wenn sie in Stunden einsamer Ruhe fühlt, daß ihr bei all dem Liebverbreiten noch etwas fehlt, ein Herz, das, jung und warm, wie sie, mit ihr nach fernern, verhülltern Seligkeiten dieser Welt ahnte, in dessen belebender Gesellschaft sie nach all den goldenen Aussichten von ewigem Beisammensein, dauernder Vereinigung, unsterblich webender Liebe fest angeschlossen hinstrebte. Laß die beiden sich finden: beim ersten Nahen werden sie dunkel und mächtig ahnen, was jedes für einen Inbegriff von Glückseligkeit in dem andern ergreift, werden nimmer von einander lassen. Und dann lall' er ahnend und hoffend und genießend, was doch keiner mit Worten ausspricht, keiner mit Thränen und keiner mit dem verweilenden vollen Blick und der Seele drin.“*)

Freilich hießen ihn Pflicht und Ehre, jeden Anspruch auf ihre Hand ganz aufgeben, doch kostete es manchen heißen Kampf, manche bittere Stunde trüber Verzweiflung. Kestner selbst berichtet, Goethe habe, obgleich er alle Hoffnung auf Lottens Besitz aufgegeben, doch mit aller Philosophie und seinem natürlichen Stolze nicht so viel über sich vermocht, daß er seine Neigung ganz bezwungen hätte. „Seine Ruhe litt sehr dabei; es gab mancherlei merkwürdige Szenen, wobei Lottchen bei

---

*) Anspielung auf Klopstocks Ode an Cidli (1752), wo es von dem Geliebten nach dem ersten Geständniß ihrer Liebe heißt:

> Ach wie glücklich dadurch! Wer der Geliebten spricht
> Diese Liebe mit Worten aus?
> Wer mit Thränen? und wer mit dem verweilenden
> Vollen Blick und der Seele drin?

mir gewann, und er mir als Freund auch werther werden mußte, ich aber doch manchmal bei mir erstaunen mußte, wie die Liebe so gar wunderliche Geschöpfe selbst aus den stärksten und sonst für sich selbständigen Menschen machen kann. Meistens dauerte er mich, und es entstanden bei mir innerliche Kämpfe, da ich auf der einen Seite dachte, ich möchte nicht im Stande sein, Lottchen so glücklich zu machen als er, auf der andern Seite aber den Gedanken nicht ausstehn konnte, sie zu verlieren. Letzteres gewann die Oberhand, und an Lottchen habe ich nicht einmal die Ahnung von dergleichen Betrachtung bemerken können." Dieser innere Kampf dürfte mit dem August begonnen haben, wo ihm der Gedanke schwer auf die Seele fiel, daß Lotte, deren baldige Vermählung damals in nähere Aussicht gestellt wurde, für ihn verloren sein sollte. Aber die bittere, seine ganze Seele aufregende Liebesqual trieb ihn so wenig zu dichterischem Ausdruck seiner Noth, wie ihm der glückliche Genuß ein Liebeslied entlockt hatte.

„Morgen nach fünf erwart' ich Sie", schreibt er am Abend des 8. August an Kestner. „Und heute — Sie könntens vermuthen, so viel sollten Sie mich schon kennen — heute war ich in Atzbach. Und morgen [der 9. war ein Sonntag] gehen wir zusammen [nach Atzbach, wo Lotte sich befand]; da hoff' ich freundlichere Gesichter zu kriegen. Inzwischen war ich da, hab' Ihnen zu sagen, daß Lotte heut Nacht sich am mondbeschienenen Thal innig ergetzt, und Ihnen eine gute Nacht sagen wird ... Morgen früh trinken wir Kaffee unterm Baum in Garbenheim, wo ich heute zu Nacht im Mondschein aß. Allein — doch nicht allein. Schlafen Sie wohl! Soll ein schöner Morgen sein." Acht Tage später vermerkt Kestner in

seinem Tagebuch: „Ich ging mit Goethe noch Nachts bis zwölf Uhr auf der Gasse spazieren. Merkwürdiges Gespräch, wo er voll Unmuth war und allerhand Phantasien hatte, worüber wir am Ende, im Mondenschein an eine Mauer gelehnt, lachten." Nach der Mitte des Monats war Lotte bei dem Kriegsrath Pfaff in Gießen zu Besuch. Dort trafen sich auch Goethe und Merck bei Höpfner zusammen, um wegen der frankfurter Anzeigen zu berathen. Merck, dem Goethes Briefe Lotten mit wärmster Begeisterung gerühmt hatten, schreibt seiner Gattin, Lotte verdiene alles Gute, was man von ihr nur sagen könne. Merck fuhr mit Lotten und Goethe nach Wetzlar, wo sie eine im nächsten Monat bei Frau von Laroche in Thalehrenbreitstein zu haltende Zusammenkunft verabredeten. Wahrscheinlich wies dieser ihn auf das Thörichte seiner Leidenschaft für ein schon vergebenes Mädchen scharf hin, wie Wilhelm seinen Freund Werther (Brief vom 8. August). Dürfen wir dem freilich nicht ganz zuverlässigen Bericht in Dichtung und Wahrheit Glauben schenken, so schalt er ihn, daß er nicht der junonischen Gestalt einer ihrer Freundinnen, die noch frei über ihre Hand verfügen könne, vor Lotten den Vorzug gegeben. Hierbei ist wohl an die zweite Tochter der im Hauptgebäude des deutschen Hauses wohnenden Familie des Kammergerichtsprokurators Hofrath von Brandt, die stattliche, schwarzäugige eben ins neunzehnte Jahr getretene Dorothea Brandt zu denken, mit der Lotte noch inniger vertraut war als mit deren anderthalb Jahre ältern Schwester Anna.*) Mit ganz eigenen Gefühlen mußte der junge Dichter seinem mit Kestner gemeinsamen Ge-

*) Von Frankfurt aus läßt Goethe später mehrfach „Dorthel", „die Schwarzäugige" grüßen.

burtstag, dem 28. August, entgegensehn. „Heut vor zwei Jahren“, schreibt er am 27. August 1774 an Lotten, „saß ich bei dir fast den ganzen Tag; da wurden Bohnen geschnitten bis um Mitternacht, und der 28. feierlich mit Thee und freundlichen Gesichtern begonnen.“ Ob das Geschenk der kleinen Ausgabe des Homer, welches Goethes Werther an seinem Geburtstag erhält, dem Dichter selbst damals zu Theil geworden, läßt sich nicht sicher bestimmen; jedenfalls scheinen die Freunde sich wechselseitig mit Büchern beschenkt zu haben, wie wir zuverlässig wissen, daß Goethe an Kestner ein Exemplar von Goldsmiths Deserted village in der von Merck veranstalteten Ausgabe schenkte, das er mit folgenden bezeichnenden Weiheversen begleitete:

Wenn einst nach überstandnen Lebensmüh- und Schmerzen
Das Glück dir Ruh- und Wonnetage gibt,
Vergiß nicht den, der — ach! von ganzem Herzen
Dich und mit dir geliebt.

Mit größerer Bestimmtheit dürfte zu behaupten stehn, daß ein wirklicher Zug aus Goethes wetzlarer Leben zu Grunde liegt, wenn Werther an demselben 28. August schreibt: „Es ist ein herrlicher Sommer. Ich sitze oft auf den Obstbäumen in Lottens Baumstück mit dem Obstbrecher, und hole die Birnen aus dem Gipfel: sie steht unten, und nimmt sie ab, wenn ich sie ihr herunterlasse.“

Seine Lage war dem jungen Dichter unterdessen immer beängstigender und peinlicher geworden, so daß er die Nothwendigkeit erkannte, da er ein durch Liebe geheiligtes Verhältniß nicht stören wollte noch konnte, sich still zu entfernen und so der Freundschaft und Pflicht das schwerste Opfer zu bringen. Eine erwünschte Gelegenheit hierzu bot ihm die mit Merck ver-

abredete Zusammenkunft in Thalehrenbreitstein bei Frau von Laroche, von welcher er den Freunden mehrfach gesprochen, wie er ihnen auch vorhergesagt hatte, daß er ohne Abschied weggehn werde: doch zur Ausführung des Entschlusses konnte er sich trotz aller Versuche schwer ermannen, da er von Lottens holdem Wesen sich festgebannt fühlte, wenn auch ihr Anblick bei dem Gedanken, ihr entsagen zu müssen, ihn oft verzweiflungsvoll ergriff. Wie bei Friederiken, hatte sein Wille ihr längst entsagt, aber sein Herz wollte nicht von ihr scheiden. Je fester der Entschluß stand, sie bald zu verlassen, um so mehr trieb es ihn, die letzten ihm vergönnten Tage an ihrer Seite ungestört zu genießen. Am 5. September, einem Sonnabend, suchte er sie vergebens zu bewegen, mit nach Atzbach zu gehn. „Ich habe gestern den ganzen Nachmittag gemurrt", schreibt er am nächsten Morgen an Kestner, „daß Lotte nicht nach Atzbach gangen ist, und heute früh hab' ichs fortgesetzt. Der Morgen ist so herrlich und meine Seele so ruhig, daß ich nicht in der Stadt bleiben kann; ich will nach Garbenheim gehn. Lotte sagte gestern, sie wollte heute etwas weiter als gewöhnlich spazieren. Nicht daß ich euch draußen erwarte — aber wünsche? von ganzem Herzen und hoffe — zwar etwas weniger, doch just so viel, daß es die Ungewißheit des Wunsches so halb und halb balanzirt. In der Ungewißheit denn will ich meinen Tag zubringen und hoffen und hoffen. Und wenn ich den Abend allein hereingehn muß — so wissen Sie, wie's einem Weisen geziemt — und wie weise ich bin." Vier Tage später, gerade ein Vierteljahr nach dem Tage, wo er Lotten kennen gelernt, faßte er endlich den unwiderruflichen Entschluß, Lotten zum letztenmal zu sehn und ohne Abschied, wie er vorausgesagt hatte,

sich zu entfernen. Kestner bemerkt hierüber in seinem Tagebuch unter dem 10. September: „Mittags aß D. Goethe bei mir im Garten*); ich wußte nicht, daß es das letztemal war.... Abends kam D. Goethe nach dem deutschen Hause. Er, Lottchen und ich hatten ein merkwürdiges Gespräch von dem Zustande nach diesem Leben, vom Weggehen und Wiederkommen ꝛc. ꝛc., welches nicht er, sondern Lottchen anfing. Wir machten miteinander aus, wer zuerst von uns stürbe, sollte, wenn er könnte, den Lebenden Nachricht von dem Zustande jenes Lebens geben. Goethe wurde ganz niedergeschlagen; denn er wußte, daß er am andern Morgen weggehn wollte.“ Ein halbes Jahr später, an einem „schönen, hohen Sternenabend“, gedenkt Goethe jenes „wunderbaren Augenblicks“, „da ich zu'n Füßen eurer“ — der Brief ist an Kestner gerichtet — „an Lottens Garnirung spielte, und ach mit einem Herzen, das auch das nicht mehr genießen sollte, von drüben sprach, und nicht die Wolken, nur die Berge meinte. ... Wir redeten, wie's drüben aussäh' über den Wolken.“

Als er, von bitterstem Trennungsschmerz ergriffen, den Abend nach Hause zurückkehrte, schrieb er an Lotten, welche die Hoffnung ausgesprochen hatte, ihn morgen wiederzusehn, die aus tief aufgeregtem Herzen fließenden Abschiedszeilen: „Wohl hoff' ich wiederzukommen, aber Gott weiß, wann. Lotte, wie war mirs bei deinem Reden ums Herz, da ich wußte: es ist das letztemal, daß ich sie sehe. Nicht das letztemal, und doch geh' ich morgen fort. Fort ist er! Welcher Geist brachte euch

*) In der Gartenwirthschaft vor dem wildbacher Thore, der auf mäßiger Höhe liegenden, jetzt sogenannten Metzeburg, die auch zu Tanzvergnügen diente. Leider ist die alte, für die Zeit sehr bezeichnende Wandbekleidung vor etwa zehn Jahren verändert worden.

auf den Diskurs? Da ich alles sagen durfte*), was ich fühlte, ach mir wars um Hienieden zu thun, um Ihre Hand, die ich zum letztenmal küßte. Das Zimmer, in das ich nicht wiederkehren werde, und der liebe Vater, der mich zum letztenmal begleitete!**) Ich bin nun allein und darf weinen; ich lasse euch glücklich und gehe nicht aus euren Herzen. Und sehe euch wieder; aber nicht morgen ist nimmer. Sagen Sie meinen Buben [Lottens Brüdern]: ‚Er ist fort!‘ Ich mag nicht weiter.“ Diese Zeilen waren in einen Brief an Kestner eingeschlossen, von dem er sich mit folgenden Worten verabschiedete: „Er ist fort, Kestner, wenn Sie diesen Zettel kriegen, er ist fort! Geben Sie Lottchen inliegenden Zettel. Ich war sehr gefaßt, aber euer Gespräch hat mich auseinander gerissen. Ich kann Ihnen in dem Augenblicke nichts sagen als: Leben Sie wohl! Wäre ich einen Augenblick länger bei euch geblieben, ich hätte nicht gehalten. Nun bin ich allein und morgen geh' ich. O mein armer Kopf!“ In der Frühe des andern Tages konnte er nicht unterlassen, sich noch einmal an die geliebte Seele zu wenden, von welcher er mit gepreßtem Herzen sich losreißen mußte. „Gepackt ist's, Lotte“, schreibt er, „und der Tag bricht an; noch eine Viertelstunde, so bin ich weg. Die Bilder, die ich vergessen habe und die Sie den Kindern austheilen werden, mögen Entschuldigung sein, daß ich schreibe, Lotte, da ich nichts zu schreiben habe. Denn Sie wissen alles, wissen, wie glücklich ich diese Tage war, und ich gehe zu den liebsten, besten Menschen, aber warum von Ihnen? Das ist nun so, und mein Schicksal, daß

*) Weil eigentlich vom Jenseits die Rede war.

**) Zur Thüre. In „Werthers Leiden“ wird dieses letzte Gespräch in ein Boskét auf der Terrasse verlegt. Das dort angegebene Datum ist das wirkliche.

ich zu heute morgen und übermorgen nicht hinzusetzen kann, was ich wohl oft im Scherz dazusetzte.*) Immer fröhliches Muths, liebe Lotte! Sie sind glücklicher als hundert, nur nicht gleichgültig! und ich liebe Lotte, bin glücklich, daß ich in Ihren Augen lese, Sie glauben, ich werde mich nie verändern. Adieu! tausendmal adieu!"

Um sieben Uhr Morgens verließ Goethe mit einem seiner Freunde, Herrn von Born, der ihn zu Pferde bis gegen Braunfels begleitete, den ihm so theuer gewordenen Ort, noch ganz niedergeschlagen und von dem gestrigen Abendgespräch angegriffen, das er dem Freunde ebenso wenig wie seine Flucht verheimlichen konnte. Als Kestner gegen zehn Uhr Goethes Zeilen nebst den ihm geliehenen Büchern erhielt, wurde er ganz betroffen. Lotte, welcher er am Nachmittag die Briefchen überbrachte, konnte die Abschiedsworte nicht ohne Thränen lesen, doch war es ihr sehr lieb, daß Goethe sich entfernt hatte, da das Verhältniß sich nicht länger habe halten lassen. „Wir sprachen nur von ihm", bemerkt Kestner in seinem Tagebuche;

*) Dabei schwebt eine Stelle aus Rousseaus „Heloise" vor, wo es V, 7 bei Beschreibung der Spinnabende zu Clarens heißt: „Jeder trinkt auf das Wohl des Siegers und geht schlafen, befriedigt von einem in Arbeit, Heiterkeit und Unschuld vollbrachten Tage, den man wiederholen möchte morgen, übermorgen und sein ganzes Leben." An Kestner schreibt Goethe im April 1773: „Gleich wie ich Johannistrauben zu pflücken und Quetschen zu schütteln mir ehedessen wünschte heute, morgen, übermorgen und mein ganzes Leben." In Dichtung und Wahrheit erinnert er an das, was von dem glücklichen unglücklichen Freunde der neuen Heloise geweissagt worden: „Und zu den Füßen der Geliebten sitzend wird er Hanf brechen und er wird wünschen Hanf zu brechen heute, morgen und übermorgen, ja sein ganzes Leben." Erst im sechsten Buche der Confessions gedachte Rousseau des „Hanfbrechens mit den Leuten" als eines der Dinge, die ihnen in den Charmettes ein Fest gewesen.

„ich konnte auch nichts anders als an ihn denken, vertheidigte die Art seiner Abreise, welche von einem Unverständigen getadelt wurde; ich that es mit vieler Heftigkeit. Nachher schrieb ich ihm, was seit seiner Abreise vorgefallen war."

Der bald von Thalehrenbreitstein zurückgekehrte junge Dichter dankte herzlich für das freundliche Andenken und ließ die „lieben Mädchen", unter denen die beiden Fräulein Brandt mit gemeint sind, bestens grüßen. Lottens Bild verfolgte ihn unablässig; nur von ihr zu reden gereichte ihm zum Trost, selbst dann wenn er es nicht nach Herzenslust zu thun vermochte, ja das Gegentheil von dem sagen mußte, was er fühlte. Sehr überrascht wurde er bald darauf durch einen Besuch Kestners, welcher am 21. September ein paar Freunde nach Frankfurt begleitete. Hier traf Kestner am folgenden Nachmittag im Hause von J. G. Schlosser seinen Goethe zugleich mit Merck. „Es war mir eine unbeschreibliche Freude", berichtet Kestner im Tagebuch; „er fiel mir um den Hals und erdrückte mich fast." Am Abend führte Goethe den wetzlarer Freund in seinem Hause ein, wo dieser von seiner Schwester auf das inständigste gebeten ward, doch Lotten, die sie schon aus der Ferne sehr lieb gewonnen habe, einmal mitzubringen. Tags drauf wurde der Besuch des goetheschen Hauses wiederholt; Abends nach dem Theater speiste Kestner bei Goethe. Am 24. kehrte er nach Wetzlar zurück.

Den jungen Dichter aber trieb seine liebende Sehnsucht immer nach Lotten hin, deren in seinem Schlafzimmer hängende Silhouette er täglich mehrfach begrüßte. Wie freute er sich, als er Gelegenheit fand, bei einem für die Geliebte neu zu beschaffenden Kleide seine entscheidende Stimme im Rathe zu geben,

und wie herzlich beglückt fühlte er sich, als diese ihm zum Erinnerungszeichen die rothe Schleife sandte, die sie an jenem Ballabend, wo er sie zuerst kennen lernte, getragen hatte. „O liebe Lotte", schreibt er Anfangs Oktober, „seit ich Sie das erstemal sah, wie ist das alles so anders! es ist noch eben diese Blütenfarbe am Band, doch verschossener kommt mirs vor als im Wagen; ist auch natürlich. Dank Ihrem Herzen, daß Sie mir noch so ein Geschenk machen können; Ich wollt' aber auch in die finstersten Höhlen meines Verdrusses — Nein, Lotte, Sie bleiben mir. Dafür geb' Ihnen der Reiche im Himmel seiner schönsten Früchte, und wem er sie auf Erden versagt, dem laß er droben im Paradiese, wo kühle Bäche fließen zwischen Palmbäumen und Früchte drüber hängen wie Gold — Indessen wollt', ich wäre auf eine Stunde bei Ihnen." In demselben Briefe zeigt er ihr die Verlobung seiner Schwester mit Schlosser an; die beiden Verliebten seien auf dem Gipfel der Glückseligkeit. Als gleich darauf Kestner des falschen Gerüchtes gedachte, der wunderliche, in eine unerlaubte Liebschaft verwickelte und vom Spiel zu Grunde gerichtete von Goué (oben S. 10) habe sich erschossen, bat Goethe dringend um nähere Nachricht. „Ich ehre auch solche That", fügte er hinzu, „und bejammere die Menschheit und lass' alle Scheißkerle von Philistern Tobacksrauchbetrachtungen drüber machen und sagen: Da habt ihrs! Ich hoffe nie meinen Freunden mit einer solchen Nachricht beschwerlich zu werden." Er selbst glaubte Kraft genug zu besitzen, sich allem Wehe zum Trotz im Leben zu erhalten: hatte er ja schon die bitterste Entsagung üben gelernt, und fühlte sich stark, seine liebsten Triebe zu beherrschen. „Und Lotte —", hören wir ihn elf Tage später ihrem Kestner ver-

trauen, „wenn ich ans friedberger Thor komme, ist mirs, als müßt' ich zu euch." Darauf erinnert er sich schmerzlich, daß er weggegangen, ohne sich mit Sophien zu versöhnen, mit der er einen kleinen Zank gehabt; er bittet sie um Vergebung. Auch nach Amalchen fragt er. Dann schließt er: „Diese paar herrlichen Tage haben wir Herbst gemacht. Und mehr an Lotten gedacht, als sie an mich in einem Vierteljahr. Doch hoff' ich mit der Zeit auch dieser Plage los zu werden."

Während er selbst den Kampf zwischen Pflicht und Neigung männlich durchkämpfte, wurde er durch die schreckliche Nachricht in höchste Aufregung versetzt, daß der junge Jerusalem sich aus unglücklicher Liebe in der Nacht vom 29. auf den 30. Oktober zu Wetzlar erschossen. „Der unglückliche Jerusalem!" erwiedert er dem Freunde, der ihm diese Neuigkeit zugleich mit Geschenken und Glückwünschen zu seinem Namenstage hatte zugehn lassen. „Die Nachricht war mir schrecklich und unerwartet; es war gräßlich, zum angenehmen Geschenk der Liebe diese Nachricht zur Beilage. Der Unglückliche! Aber die Teufel, welches sind die schändlichen Menschen, die nichts genießen denn Spreu der Eitelkeit und Götzenlust in ihrem Herzen haben und Götzendienst predigen, und hemmen gute Natur, und übertreiben und verderben die Kräfte, sind schuld an diesem Unglück, an unserm Unglück. Hole sie der Teufel, ihr Bruder! Wenn der verfluchte Pfaff .... nicht schuld ist, so verzeihe mirs Gott, daß ich ihm wünsche, er möge den Hals brechen wie Eli. Der arme Junge! wenn ich zurückkam vom Spaziergang und er mir begegnete hinaus im Mondschein, sagt' ich: Er ist verliebt! Lotte muß sich noch erinnern, daß ich drüber lächelte. Gott weiß, die Einsamkeit hat sein Herz untergraben, und — seit sieben Jahren

kenn' ich die Gestalt*); ich habe wenig mit ihm geredt; bei meiner Abreise nahm ich ihm ein Buch mit; das will ich behalten und sein gedenken, so lang ich lebe. Dank euch, ihr Kinder alle! das ist heilsamer, herrlicher Trost, wenn ich euer Andenken seh' und eure Freude. Es war doch gut, daß es so zusammen kam, Leben und Tod, Trauer und Freud'. Wie anders, wie anders, als wie sich Goué sollte erschossen haben! Lebt wohl! grüßt Lotten tausendmal! Wie glücklich seid ihr!"

Durch das entsetzliche Ereigniß in seinem Innersten erschüttert und den traurigsten Einbildungen seines verzweiflungsvoll aufgeregten Herzens hingegeben, konnte er es nicht unterlassen, seinen Freund Schlosser, den Geschäfte bald darauf nach Wetzlar führten, nach dem lieben Orte zu begleiten. Hier, wo er vom Abend des 6. bis zum Morgen des 10. November blieb, hatte er sich eines alle Erwartung übersteigenden freundlichen Empfanges zu erfreuen: fühlten ja Lotte und Kestner, welcher Schonung sein blutig verwundetes Herz bedurfte. „Der Weg hierher", schreibt er den Abend des 10. an Kestner von Friedberg aus, „ward mir sehr kurz, wie ihr denken könnt, und wie ich heut vom [Gasthof zum] Kronprinzen hinauffuhr, und die Deutschhausmauern sah, und den Weg, den ich so

*) Karl Wilhelm Jerusalem war am 21. März 1747 zu Wolfenbüttel als einziger Sohn des damaligen Hofpredigers und Erziehers des Erbprinzen geboren. Er hatte von 1765 bis 1767 gleichzeitig mit Goethe in Leipzig studirt, den er seiner Sonderbarkeit wegen für einen Gecken hielt. 1770 ward der vom Erbprinzen bevorzugte Jerusalem Assessor in Wolfenbüttel, im September 1771 als Sekretär dem braunschweigischen Gesandten Höfler in Wetzlar beigegeben, wo er sehr unzufrieden war. Wetzlar nannte er Seccopolis (Stadt der Langeweile, der seccatura). Ueber Goethe bemerkte er, er sei noch ein Geck, außerdem frankfurter Zeitungsschreiber.

hundertmal [gemacht], und es dann rechts in die Schmidtgasse lenkte —.*) Ich wollte, ich hätte gestern Abend förmlich Abschied genommen; es war eben so viel, und ich kam um einen Kuß zu kurz, den sie mir nicht hätte versagen können. Fast wär' ich heute früh noch hingegangen, Schlosser hielt mich ab, dafür spiel' ich ihm nächstens einen Streich; denn ich will doch nicht allein leiden. Gewiß, Kestner, es war Zeit, daß ich ging. Gestern Abend hatt' ich recht hängerliche und hängenswerthe Gedanken auf dem Kanapée —." Weiter heißt es: „Und wenn ich wieder denke, wie ich von Wetzlar zurückkomme, so ganz über meine Hoffnung liebempfangen geworden zu sein, bin ich viel ruhig. Ich gestehs Ihnen, es war mir halb angst; denn das Unglück ist mir schon oft wiederfahren. Ich kam mit ganzem, vollem, warmem Herzen, lieber Kestner; da ists ein Höllenschmerz, wenn man nicht empfangen wird, wie man kommt. Aber so — Gott geb' euch ein ganzes Leben, wie mir die paar Tage waren!" Von Frankfurt aus sendet er dem Freunde seinen eben gedruckten Aufsatz über deutsche Baukunst. Seine Schwester muß für Lotten einige Lieder abschreiben, wogegen ihm Kestner eine ausführliche Nachricht von Jerusalems Tod verspricht.

Hatte diesen auch der kurze Aufenthalt zu Wetzlar verzweifelnder Mißstimmung entrissen, so konnte er doch noch immer nicht zu wahrer Ruhe gelangen; auf Augenblicke kehrte sein trübseliger Kleinmuth vollauf zurück. Von Frankfurt aus meldet er dem Freunde, er habe das Leben wieder lieb ge-

*) Goethe wohnte in der engen unfahrbaren Gewandsgasse in einem großen Hause, dem vierten links vom Kornmarkt, der Entengasse gegenüber. Der Weg zu Lotten führte ihn rechts von der Schmidtgasse über den Kornmarkt.

wonnen, da das Erscheinen eines solchen Elenden so trefflichen Geschöpfen, wie Lotte und Kestner, Freude machen könne. Ein paar Tage später treibt es ihn nach Darmstadt, doch kam die von dort aus beabsichtigte Reise nach Mannheim nicht zu Stande, weil Merck Abhaltung fand.

Ein inniges freundschaftliches Verhältniß hatte sich zu Frau von Laroche angeknüpft, bei der er während seines kurzen mit Merck ihr gemachten Besuches „Szenen der innigsten Empfindung“ erlebt, die „Glorie von häuslicher mütterlicher Glückseligkeit, umbetet von solchen Engeln“, geschaut hatte. Besonders hatte ihre ältere im siebzehnten Jahre stehende Tochter Maximiliane ihn angezogen, eine niedliche Gestalt von blühendster Frische und den schwärzesten Augen, dabei von freier, anmuthiger Bildung und herzlicher Munterkeit. Er war mit der Mutter in briefliche Verbindung getreten, und hatte ihr kurz nach Jerusalems Tod in ähnlicher Weise geschrieben, wie er es an Kestner that. Da Merck ihm sagte, daß sie noch einige Umstände darüber wissen wolle, erwiederte ihr Goethe gegen den 20. November von Darmstadt aus: „Die vier Monate in Wetzlar sind wir nebeneinander herumgestrichen, und jetzo, acht Tage nach seinem Tode, war ich dort. Baron Kielsmannegg, einer der wenigen, denen er sich genähert, sagte mir: ‚Das, was mir wenige glauben werden, was ich Ihnen wohl sagen kann, das ängstlichste Bestreben nach Wahrheit und moralischer Güte hat sein Herz so untergraben, daß mißlungene Versuche des Lebens und Leidenschaft ihn zu dem traurigen Entschlusse hindrängten.‘ Ein edles Herz und ein durchdringender Kopf, wie leicht von außerordentlichen Empfindungen gehen sie zu solchen Entschließungen über, und das Leben — was brauch', was kann ich Ihnen

davon sagen! Mir ists Freude genug dem abgeschiedenen Unglücklichen, dessen That von der Welt so unfühlbar zerrissen wird, ein Ehrenmal in Ihrem Herzen errichtet zu haben." Der Brief schließt: „Ich hoffe, Mlle Max wird erlauben, daß ich manchmal schreibe; ich will Ihre [d. i. der Max] Güte nicht mißbrauchen. Leben Sie wohl, und wenn Sie fühlen könnten, wie sehr ich an allem Antheil nehme, was von Ihnen kommt, Sie würden manchen Augenblick Beruf zu einem Briefe an mich empfinden und Mlle Max würde länger bei Ihren köstlichen Nachschriften verweilen." So schloß Jerusalems Tod ihn inniger an Frau von Laroche und deren anmuthige Tochter, wenn auch von einer Liebesneigung zu einer Zeit nicht die Rede sein konnte, wo sein Herz sich von Lotten noch nicht loszureißen vermochte.

Ende November empfing er Kestners ausführliche Nachricht von Jerusalems Tod, die ihn „herzlich interessirt" und die er zurücksenden will, sobald sie abgeschrieben ist. „Euer Gruß an die Flachsland [Herders Braut] hat mir einen Kuß [ein-] getragen; ich bitte euch, grüßt öfter, so mag ich gern Porteur sein", fügt er launig hinzu. „Ich soll euch sagen, daß sie euch tausendfaches Liebesglück wünscht, und alle möchten Lotten kennen. Ich pflege viel von ihr zu erzählen, da denn die Leute lächeln und argwöhnen, es möchte meine Geliebte sein, bis Merck versichert, von der Seite sei ich ganz unschuldig. Grüße mir Dortheln und Karolinen und alle meine Bubens. Gestern fiel mir ein an Lotten zu schreiben. Ich dachte aber, alle ihre Antwort ist doch nur: ‚Wir wollens so gut sein lassen!' und erschießen mag ich mich vor der Hand noch nicht." Kurz vor der Abreise von Darmstadt schreibt er nach Wetzlar: „Gott

segne euch, und alle Liebe und allen guten Willen auf Erden! Es hat mir viel Wohl durch meine Glieder gegossen, der Aufenthalt hier, doch wirds im ganzen nicht besser werden. **Fiat voluntas!** [Dein Wille geschehe!]*) Wie wohl es euch ist, und nicht erschießerlich, gleich wie es niemanden sein kann, der auf den drei steinernen Treppen zum Hause des Herrn — Amtmann Buff — gehet, hab' ich aus eurem Briefe ersehen, und geliebt es Gott, also in **saecula saeculorum** [in alle Ewigkeit]. Lottens Wegwerfung meiner treugesinnten Nichtbriefschreibegesinnungen**) hat mich ein wenig geärgert, das heißt stark, aber nicht lang, wie über alle ihre unartigen Arten mit den Leuten zu handeln, darüber Dorthel Brandt, die Gott bald mit einem wackern Gemahl versorge, mich mehr als einmal ausgelacht hat — als da sind Pflückerbsen und Kälberbraten ꝛc." Demselben aus tief verwundetem Herzen gewaltsam sprudelnden Humor begegnen wir im folgenden aus Frankfurt geschriebenen Briefe, wo er bemerkt, nach dem Porträt sei Lenchen, Lottens ins siebzehnte Jahr getretene Schwester, die eben nach Wetzlar zurückgekehrt war, ein liebenswürdiges Mädchen, viel besser als Lotte, wenn nicht just eben das. „Und ich bin frei", fügt er hinzu, „und liebebedürftig. Ich muß sehn zu kommen, doch das wäre auch nichts. Da bin ich wieder in Frankfurt, gehe mit neuen Plans um und Grillen, das ich all nicht thun würde, hätt' ich ein Mädchen." Schon früher hat er Lottens Kamm verlangt, um ihr dagegen einen kleinern zu schicken;

*) Nach dem Gebete des Herrn.

**) Sie hatte in launiger Weise es für gut erklärt, daß er sie mit seinen Liebesklagen verschone, mit derselben Unbefangenheit, womit sie ihn früher zu mancher Dienstleistung herangezogen hatte.

jetzt dringt er darauf, ja er droht, sonst keine Silbe weiter zu schreiben. „Denn wir sind arme sinnliche Menschen; ich möchte gern wieder was für sie, was von ihr in Händen haben, ein sinnliches Zeichen, wodurch die geistlichen unsichtbaren Gnadengüter ꝛc., wie's im Katechismus von den Sakramenten klingt."

Am Anfange des Jahres entschied sich Kestners Anstellung als Archivsekretär zu Hannover und die endlich zugestandene und bestimmt festgesetzte Verbindung mit Lotten. Suchte Goethe auch den brennenden Schmerz, daß Lotte für ihn verloren, männlich in sich niederzukämpfen, so riß die Wunde doch immer von neuem wieder auf; vergebens suchte er im Zeichnen und Porträtiren, in kleinern Gedichten und der Umarbeitung des ersten Entwurfes seines Götz Unterhaltung und Zerstreuung, der leidige Gedanke, wie unendlich viel er in Lotten verliere, verfolgte ihn gespensterhaft, und trübte alle seine Freude, wenn er auch zuweilen mit gieriger Hast in wildem Jugendmuthe taumelnd aufjubelte und tollstem Humor freien Lauf ließ. Auf eine Sendung der Frau von Laroche erwiederte er am 19. Januar: „Von Jerusalems Tode schrieb ich nur das pragmatische Resultat meiner Reflektionen; das war freilich nicht viel. Ich hoffte auf eine umständliche authentische Nachricht, die ich nun überschicken kann. Sie hat mich so oft innig gerührt, als ich sie las, und das gewissenhafte Detail der Erzählung nimmt ganz hin." Von sich selbst berichtet er: „Ich hoffe, mein Andenken ist noch nicht aus Ihren Wohnungen gewichen. Meine Einbildungskraft verläßt den Augenblick nie, da ich von Ihnen und Ihrer vollkommenen Tochter mich trennen mußte, und mit abschiedvollem Herzen die letzte Hand küßte,

und sagte: ‚Vergessen Sie mich nicht!‘“ Nachdem er den Wunsch geäußert, daß seine Schwester ihr nahe sein möchte, schließt er: „Wenn Sie das Wasser vor Ihren Fenstern vorüberfließen sehen, so erinnern Sie sich unserer! wir sehen es niemals hinabfließen, ohne es zu segnen und uns mit zu wünschen.“ Weder die anmuthige Max, noch so manche ihm innigst ergebene frankfurter Freundinnen vermochten seine Gedanken von Lotten abzuwenden und ihn zu einem andern unauflöslichen Lebens- und Liebesbunde anzureizen. „Lotten sagt“, schreibt er den 26. an Kestner, „ein gewisses Mädchen hier, das ich von Herzen lieb habe und das ich, wenn ich zu heiraten hätte, gewiß vor allen andern griffe, ist auch [wie Lotte] den 11. Januar geboren.*) Wäre wohl hübsch so zwei Paare. Wer weiß, was Gottes Wille ist!“ Ein paar Tage drauf putzt er zwei Freundinnen zum Balle; er selbst besucht diesen nicht, sondern macht mit zwei andern ihm innigst anhängenden Freundinnen einen Nachtspaziergang über die Brücke. Auf Kestners Wunsch ihn bald so glücklich zu sehn, wie er selbst sei, erwiedert er: „Das Mädchen [dessen er gegen ihn gedacht hatte] grüßt Lotten. Im Charakter hat sie viel von Lenchen, sieht ihr auch gleich, sagt meine Schwester, nach der Silhouette. Hätten wir einander so lieb, wie ihr zwei! Ich heiße sie indessen mein liebes Weibchen; denn neulich, als sie in Gesellschaft um uns Junggesellen würfelten, fiel ich ihr zu. Sie sollte 17 abwerfen, hatte schon den Muth aufgeben und warf glücklich alle sechs.“

Je näher der Tag der Hochzeit rückt, um so peinlicher

*) Susanne Magdalene Münch, die Tochter des Kaufmanns Anselm Münch, geboren am 11. Januar 1753, mit deren jüngerer Schwester Anna Sibylla Goethe im Sommer 1774 in ein Verhältniß trat. Beide starben unverheiratet.

fühlt er sich gedrückt, seine einzige Freude findet er in einsamer Thätigkeit; er arbeitet seinen „Götz" um, den Merck verlegen will. Die fröhliche Fastnachtzeit bleibt er allein zu Hause. „Ihr werdet tanzen", schreibt er. „Wohl sei's euch! Alles tanzt um mich herum, die Darmstädter, hier, überall, und ich sitze auf meiner Warte." Doch soll Kestner Lotten auf dem Ball an ihn erinnern, oder wenn er es nicht thue, sie selbst ihn zur Strafe. So übel war es ihm zu Muth, daß selbst die Arbeit am Götz zuweilen nicht recht gelingen wollte, da jede Erinnerung an seinen Verlust ihn bitter schmerzte. „An euer Schicksal und Entfernung mag ich gar nicht denken", äußert er darauf an Kestner. „Ihr hättet mir nichts davon sagen sollen. Es thut mir weh! Fiat voluntas! Grüßt den Engel, und so Gott mit euch!" Doch wünschte er von allem unterrichtet zu sein, was in Lottens Familie sich ereignete. Deshalb bat er ihren ältesten Bruder Hans, ihm von acht zu acht Tagen Bericht zu erstatten. „Denn ihr seid in einem Zustande", äußert er gegen Kestner, „in dem man keine Blumen pflückt, doch kann ich ihrer nicht entbehren, und muß auch eine Connexion anspinnen mit dem deutschen Haus, wenn ihr werdet den Mittelstein geraubt haben aus dem Ringe. Denn um ihrentwillen werd' ich sie alle lieben mein Leben lang, und ihre Gesichter werden mir alle sein wie die Erscheinungen der Götter." Wie aussichtslos sich ihm seine Zukunft darstellte, verrathen die unmittelbar folgenden Worte: „Adieu! Wie's mit euch jetzt kracht nach Weise des landenden Kahns, so stürmts und krachts in der Flotte, in der ich diene. Mein eigen Schiff kümmert mich am wenigsten. Gegen das Frühjahr und Sommer hangen

mancherlei Schicksale über meine Liebsten.*) Und ich verderbe die Zeit, welches denn auch eine Kunst ist. Adieu!“

Als die wetzlarer Freunde, die sein zerrissenes Herz möglichst zu schonen suchten, bald darauf die Bestellung der Trauringe zu Frankfurt einem andern aufgetragen hatten, wurde er darüber höchst ungehalten, da er sich die Vermittlung eines solchen Lottens höchstes Glück nahe berührenden, unzertrennlich ihr angeeigneten Zeichens nicht entgehn lassen wollte. „Es ist höchst abscheulich und unartig von euch“, schilt er, „mir die Kommission von den Ring nicht aufzutragen. Als wenns nicht natürlich wär', daß ich sie doch übernehmen müßte. Und trutz euch und des Teufels, der euch eingab, mir das zu vertragen, will ich sie bestellen und sorgen, daß sie schön werden, wie Kronen der Auserwählten. Adieu! Und eurem Engel nichts von mir.“ Lottens Ring siegelte er, wie Kestner gewünscht hatte, besonders ein und begleitete ihn mit folgenden, seine bitter schmerzliche Aufregung bezeichnenden Zeilen: „Möge mein Andenken immer so bei Ihnen sein, wie dieser Ring, in Ihrer Glückseligkeit. Liebe Lotte, nach viel Zeit wollen wir uns wiedersehn, Sie den Ring am Finger, und mich noch immer für Sie — da weiß ich keinen Namen, keinen Beinamen. Sie kennen mich ja.“ An Kestner schreibt er bei Uebersendung der Ringe: „Laßt nun das die ersten Glieder zur Kette der Glückseligkeit sein, die euch an die Erde wie an ein Paradies anbinden soll. Ich bin der Eurige, aber von nun an gar nicht neugierig, euch zu sehn, noch Lotten. Auch wird ihre

*) Unter anderm stand die Vermählung seiner Schwester bevor, Herder sollte im Frühling seine Braut heimführen, Merck die Landgräfin und die Prinzessinnen nach Berlin begleiten.

Silhouette auf den ersten Ostertag, wird hoffentlich sein euer Hochzeittag, oder wohl gar schon übermorgen [Palmsonntag?] aus meiner Stube geschafft, und nicht eher wieder hereingehängt, bis ich höre, daß sie in den Wochen liegt. Dann geht eine neue Epoche an, und ich habe sie nicht mehr lieb, sondern ihre Kinder, zwar ein bißchen um ihrentwillen, doch das thut nichts. Und wenn ihr mich zu Gevatter bittet, so soll mein Geist zwiefältig auf dem Knaben ruhen, und er soll gar zum Narren werden über Mädchen, die seiner Mutter gleichen. ... So seid denn glücklich und geht! Nach Frankfurt kommt ihr doch nicht, das ist mir lieb; wenn ihr kämt, so ging' ich." Sein tiefstes Gemüth war so schrecklich aufgeregt, daß er, wie herzlich er auch dem lieben Paare Glück wünschte, doch nicht Zeuge desselben zu sein vermochte. Die Freunde hatten ihm absichtlich den Tag der auf Palmsonntag, den 4. April, festgesetzten Vermählung verschwiegen, um ihm den allerpeinlichsten Augenblick zu ersparen. Endlich von der vollzogenen Verbindung benachrichtigt, schreibt er in wunderbarer Stimmung: „Gott segn' euch denn! ihr habt mich überrascht. Auf den Charfreitag wollt' ich heilig Grab machen und Lottens Silhouette begraben. So hängt sie noch und soll denn auch hängen, bis ich sterbe. Lebt wohl! Grüßt mir euren Engel und Lenchen! sie soll die zweite Lotte werden, und es soll ihr eben so wohl gehn. Ich wandre in Wüsten, da kein Wasser ist; meine Haare sind mir Schatten und mein Blut mein Brunnen. Und euer Schiff doch mit bunten Flaggen und Jauchzen zuerst im Hafen freut mich. Ich gehe nicht in die Schweiz. Und unter und über Gottes Himmel bin ich euer Freund und Lottens."

Noch etwa zwei Monate blieben die treu Verbundenen in

Wetzlar, ohne daß Goethe es gewagt hätte, sie in ihrem Glücke zu sehn. Er hatte unterdessen die Bekanntschaft der mit ihrer Mutter nach Frankfurt übergesiedelten neunundzwanzigjährigen Johanna Fahlmer, einer Tante der beiden Jacobi, gemacht und bei ihr Jacobis Halbschwester Charlotte kennen gelernt, die seine Seele ablenkten. Da kam zur Meßzeit die zwanzigjährige Anna Brandt mit Lottens wohlerhaltenem Brautstrauß, den er sich vorsteckte. „Annchen ist lieb und brav", schreibt er. „Ich höre, Lotte soll noch schöner, lieber und besser sein als sonst — und daß ihr nicht mit kommen seid, ist auf alle Art nicht hübsch. Grüßt mir Lenchen und ihre Freundin Dorthel.... Ich ergetze mich zu hören von euch.... Wir haben einen Teufelsreiter hier und Komödien mit Schatten- und Puppenspiel. Das, könnt ihr Lotten sagen, hätt' ich ihr all gewiesen, wenn sie kommen wäre — nun aber — wärs auch gut — Schattenspiel, Puppenspiel." An demselben Tage erfreute ihn ein Geschenk der Verbundenen „aus dem Schoße ihres Glücks", aber Kestners launiges Wort, daß er ihm Lotten mißgönne, verletzte ihn. „Mich einen Neider und Neckser zu heißen und dergleichen mehr, das ist all nur, seit ihr verheiratet seid", schreibt er. „Meine Grillen, Lieber, müssen nun so drein gehn. Ich war mit Annchen in der Komödie. Es ist gut, daß ich morgen nach Darmstadt gehe; ich verliebte mich wahrlich in sie. Ihre Gegenwart hat alles Andenken an euch wieder aufbrausen gemacht, mein ganzes Leben unter euch. Ich wollt' alles erzählen bis auf die Kleider und Stellungen, so lebhaft; sie mag euch sagen, was sie kann. O Kestner, wenn hab' ich euch Lotten mißgönnt im menschlichen Sinn? denn um sie euch nicht zu mißgönnen im heiligen Sinn, müßt' ich ein Engel sein, ohne

Lung' und Leber ... Und unter uns ohne Prahlerei, ich verstehe mich einigermaßen auf die Mädchen, und ihr wißt, wie ich geblieben bin, und bleibe für sie und alles, was sie gesehen, angerührt und wo sie gewesen ist, bis an der Welt Ende. Und nun seht, wie fern ich neidisch bin und sein muß; denn entweder bin ich ein Narr, das schwer zu glauben fällt, oder sie ist die feinste Betrügerin oder denn Lotte — eben die Lotte, von der die Rede ist. Ich gehe morgen zu Fuß nach Darmstadt und hab' auf meinem Hut die Reste ihres Brautstraußes. Adieu. Es thut mir leid von Annchen zu gehn: was würds von euch sein! Es ist besser so; nur daß ich ihr Portrait nicht gemacht habe, ärgert mich. Aber es ist in Herz und Sinn lebendig. Adieu. Ich habe nichts als ein Herz voll Wünsche. Gute Nacht, Lotte. Annchen sagte heut, ich hätte den Namen Lotte immer so schön ausgesprochen. Ausgesprochen! dacht' ich." Zwei freundlich zusprechende Briefe von Wetzlar beruhigten seinen Liebesschmerz, aber zu derselben Zeit erschütterte ihn der Tod der als Urania gefeierten Hofdame von Roussillon, an deren Sterbelager ihre Lila geeilt war. „Der Tod einer theuer geliebten Freundin ist noch um mich", schreibt er an Kestner. „Heut früh ward sie begraben und ich bin immer an ihrem Grabe, und verweile, da noch meines Lebens Hauch und Wärme hinzugeben, und eine Stimme zu sein aus dem Steine dem Zukünftigen. Aber ach! auch ist mir verboten einen Stein zu setzen ihrem Andenken, und mich verdrießt, daß ich nicht streiten mag mit dem Gewätsch und Geträtsch." Es scheint ein Gerede in Darmstadt sich verbreitet zu haben, daß die Hingeschiedene Goethe geliebt habe, wodurch er verhindert war, ihr einen dichterischen Nachruf zu widmen; noch weniger durfte

er sich über dieses Gerücht erklären. „Lieber Kestner“, fügt er hinzu, „der du hast Lebens in deinem Arm ein Füllhorn, lasse dir Gott dich freuen. Meine arme Existenz starrt zum öden Fels. Diesen Sommer geht alles, Merck mit dem Hofe nach Berlin, sein Weib in die Schweiz, meine Schwester, die Flachsland, ihr, alles. Und ich bin allein. Wenn ich kein Weib nehme oder mich erhänge, so sagt, ich habe das Leben recht lieb, oder was, das mir mehr Ehre macht, wenn ihr wollt.“ Eine Woche später nach einem recht toll und wunderbar verlebten Sonntag schreibt er: „In vierzehn Tagen sind wir all auseinander, und es geht so im Hurry, daß ich nicht weiß, wo mir der Kopf steht, wie noch Hoffnung und Furcht ist. Gott verzeihs den Göttern, die so mit uns spielen. Auf dem Grabe — ich will nicht davon wissen, will alles vergessen. Vergeßt alles in Lottens Armen; und dann arbeitet euer Tagewerk, genießt die Sonne, und wie ich euch liebe, sei euch gegenwärtig in Stunden der Ruh.“ Dabei beklagt er sich, daß Lottens Bruder Hans in seinen Berichten zu wenig ins Detail gehe; denn in Wetzlar sei ihm alles merkwürdig.

Am 1. Mai wohnte er Herders Trauung mit sonderbaren Gefühlen bei. Leider hatte der alte Freund sein Herz von ihm abgewendet. Am folgenden Tage ging er nach Frankfurt, wo er das junge Paar erwartete. „Gott sei Dank, wir haben wunderbare Szenen gehabt und bald wird alles ausgerauscht haben. Wie lebt ihr und wie lang bleibt ihr noch?“ schreibt er Kestner gleich nach der Rückkehr, und er kann sich nicht enthalten mit dem Wunsche zu schließen: „Adieu, Lieber! küßt Lotten von meinetwegen auch einmal! Adieu.“ „Gott geleit' euch!“ heißt es bald darauf. „Mein guter Geist hat mir ein Herz gegeben,

auch das alles zu ertragen. Ich bin gelassener als jemals." Und unmittelbar vor der Abreise des herzlich geliebten Paares nach Hannover sendet er ihm den Abschiedsgruß: „Segnen alle gute Geister eure Reise! Ich bin beschäftigt genug und vergnügt. Meine Einsamkeit bekommt mir wohl. Wie langs währt! Adieu, lieb Lotte! nun einmal im rechten Ernst Adieu!"

Als er sich am 12. in Geschäftssachen an Frau von Laroche wendet, knüpft er wieder näher mit der Freundin an. „Sobalds ruhig um mich ist", schreibt er, „wird mirs aller Trost sein, Ihnen schreiben zu können, wie ich mich auch mit der Hoffnung nähre, Sie noch diesen Sommer zu sehn. Denn ich bin allein, allein, und werd' es täglich mehr. Und doch wollt' ichs tragen, daß Seelen, die für einander geschaffen sind, sich so selten finden und meist getrennt werden: aber daß sie in den Augenblicken der glücklichsten Vereinigung sich eben am meisten verkennen! das ist ein trauriges Räthsel. Erneuern Sie mein Andenken unter den Ihrigen, mit denen Sie so glücklich sind, und in dem Herzen Ihres theuern Abwesenden [ihres nach Wien gegangenen Gatten]." Lottens Bruder aber forderte er auf, ihm weiter zu schreiben, besonders auch ihm treulich zu melden, was er von Hannover höre. „Grüßen Sie mir das liebe Lenchen", äußerte er, „und sagen Sie ihr, da nun Lotte weg sei und sie die zweite Lotte sei für euch, so sei sies auch für mich, und ich sehne mich, sie zu sehn. Wenns möglich ist, so komm' ich den Sommer." Aber wie hätte er Wetzlar ohne Lotten sehn können! Durch Hans erfuhr er manches, sandte auch einen Brief an Kestner, dessen Antwort ihn erfreute. Mitte Juni ließ er ihm seinen eben ausgedruckten Götz zugehn, den er seinem „Weiblein" vorlesen möge, wenn sie sich sammelten

in Gott und in sich, und die Thüren zuschlössen. „Und so träume ich denn und gängle durchs Leben“, schreibt er, „führe garstige Prozesse, schreibe Dramata und Romane und dergleichen, zeichne und poussire, und treibe es, so geschwind es gehn will. Und ihr seid gesegnet, wie der Mann, der den Herrn fürchtet. Von mir sagen die Leute, der Fluch Kains läge auf mir. Keinen Bruder hab' ich erschlagen! Und ich denke, die Leute sind Narren.“ Auch legte er seine Silhouette für Lotten bei. Nur in der Erinnerung an diese, die er lebhaft pflegte, und in der Beschäftigung mit dichterischen Planen und mit der bildenden Kunst fand seine vor dem frischen Genusse des Lebens scheu zurückgezogene Seele Ruhe und Befriedigung. „Ich bin recht fleißig“, berichtet er Mitte Juli, „und wenns Glück gut ist, kriegt ihr bald wieder was, auf eine andre Manier. Ich wollt', Lotte wäre nicht gleichgültig gegen mein Drama.... Die Götter haben mir einen Bildhauer hergesendet, und wenn er hier Arbeit findet, wie wir hoffen, so will ich viel vergessen. Heilige Musen, reicht mir das aurum potabile, elixir vitae [das Mittel, das Leben zu verlängern und zu erneuern] aus euren Schalen! ich verschmachte. Was das kostet, in Wüsten Brunnen zu graben und eine Hütte zu zimmern! [Anspielung auf die Legenden von Einsiedlern in der Wüste. Vgl. S. 42.] Und meine Papageien, die ich erzogen habe [dichterische Arbeiten], die schwätzen mit mir, wie ich, werden krank, lassen die Flügel hängen.“ Daß er schon damals sich mit dem Gedanken an die Bearbeitung seiner wetzlarer Liebe trug, verrathen die folgenden Worte: „Heute vorm Jahre wars doch anders; ich wollt' schwören, in dieser Stunde vorm Jahr saß ich bei Lotten. Ich bearbeite meine Situation zum Schauspiel, zum Trutz Gottes und der Menschen. Ich weiß,

was Lotte sagen wird, wenn sies zu sehn kriegt, und ich weiß, was ich ihr antworten werde." Bald darauf wurde Goethe durch einen Besuch der Frau von Laroche erfreut, und auch die Bekanntschaft der treuherzigen, heitern Gattin von Friedrich Jacobi und dessen Halbschwester Johanna Fahlmer gereichte ihm zu freundlichster Unterhaltung. Von seiner ruhigern, wenn auch noch wehmüthig sehnsüchtigen Stimmung gibt der Brief vom 15. September an Kestner Zeugniß. „Daß meine Geister", heißt es hier, „bis zu Lotten reichen, hoff' ich. Wenn sie auch die Taschengelder ihrer Empfindung, daran der Mann keine Prätension hat, nicht an mich wenden wollte, der ich sie so liebe! ... Ich, lieber Mann, lasse meinen Vater jetzt ganz gewähren, der mich täglich mehr in Stadtcivilverhältnisse einzuspinnen sucht, und ich lass' es geschehn. So lang meine Kraft noch in mir ist, ein Riß! und all die siebenfachen Bastseile sind entzwei. Ich bin auch viel gelassener, und sehe, daß man überall den Menschen, überall Großes und Kleines, Schönes und Häßliches finden kann. Auch arbeit' ich sonst brav fort, und denke den Winter allerlei zu fördern. ... Ich hab' euch auch immer bei mir, wenn ich was schreibe. Jetzt arbeit' ich einen Roman, es geht aber langsam." Es war wohl die erste Grundlegung des Werther. Welch frischer Muth ihn wieder zu beleben begonnen hatte, beweist die Aeußerung: „Noch ein Wort im Vertrauen als Schriftsteller. Meine Ideale wachsen täglich aus an Schönheit und Größe, und wenn mich meine Lebhaftigkeit nicht verläßt und meine Liebe, so solls noch viel geben für meine Lieben, und das Publikum nimmt auch sein Theil." An seinem Namenstage übersendet er Lotten, um die er sich immer etwas zu thun machen, welcher er immer Erinnerungen an seine Liebe zu-

schicken muß, eben in Mode gekommenes Nesseltuch zu einem Negligée und die eigens von Wetzlar verschriebenen Läppchen ihres blaugestreiften Nachtjäckchens, worin sie noch häufig vor seiner jene genußreichen in ihrer Gegenwart verlebten Abende sich so gern zurückrufenden Einbildungskraft schwebte, ja dieser Nachtjacke erinnerte er sich lebhafter als ihrer Gesichtszüge; war es ja fast ein Jahr, daß er sie nicht mehr gesehen.

Durch die am 14. November erfolgte Abreise seiner am 1. mit Schlosser vermählten Schwester fühlte er sich sehr vereinsamt; nach dem gewaltigen Prometheus trug er sich mit einem Julius Cäsar, ja dem Faust, und arbeitete an Erwin und Elmire, einem Lustspiel mit Gesang; die Darstellung seiner Liebesleiden hatte er zunächst aufgegeben, auch die Verbindung mit Hannover stockte. Gegen Ende des Jahres überraschte ihn Mercks Rückkunft und die Gewißheit, daß die Max von Laroche den Kaufmann Brentano in Frankfurt heiraten werde. „Es ist ein Jahr, daß ich um eben die Stunde an euch schrieb, meine Lieben“, erwiedert er Lotten und Kestner am frühen Morgen des ersten Christtags. „Wie manches hat sich verändert seit der Zeit! Ich hab' euch lange [seit dem 31. Oktober] nicht geschrieben; das macht, daß es bunt um mich zugeht. Ich danke dir, liebe Lotte, daß du mir für meine Spinneweben einen Brief geschenkt hast. Wenn ich das gehofft hätte, wäre mein Geschenk eigennützig gewesen. Ich habe ihn wohl hundertmal geküßt. Es gibt Augenblicke, wo man erst merkt, wie lieb man seine Freunde hat.... Die Stelle in deinem Brief, die einen Wink enthält von möglicher Näherung zu euch [einer Anstellung in ihrer Nähe], ist mir durch die Seele gangen. Ach, es ist das schon so lange mein Traum, als ihr weg seid.

Aber es wird wohl auch Traum bleiben.... Ich bin auch zeither fleißig gewest, hab' viele kleine Sachen gearbeitet, und ein Lustspiel mit Gesängen ist bald fertig, auch einige ansehnlichere Stücke in Grund gelegt, und nun wird drüber studirt.... Merck und ich haben eine wunderliche Szene gehabt über eine Silhouette, die Lavater mir schickte, und die Lotten viel ähnlich sieht. Es läßt sich nicht sagen, wie's war. Es war den Abend seiner Ankunft, und ich habe draus gesehen, daß er Lotten noch recht liebt: denn wer Lotten kennt und nicht recht liebt, den mag ich auch nicht recht."

Die am 15. Januar 1774 erfolgte Ankunft der zu Thalehrenbreitstein mit Brentano vermählten liebreizenden Maximiliane erfüllte ihn mit jubelnder Freude: aber diese sollte ihm gar bald vergällt werden. Nachdem er einige Tage als innigster Hausfreund mit dem Ehepaar und Frau von Laroche verkehrt, die Max mit dem Violoncell beim Klavier begleitet, mit den Kindern gespielt hatte, beleidigte ihn der eifersüchtige Brentano so schwer, daß er es verschwor, je wieder seine Schwelle zu betreten. Goethe sah von jetzt an Frau von Laroche nur bei sich und bei ihren Bekannten. Das Unglück der jungen Frau, die er an einen eifersüchtigen ältern Mann in einem düstern Handelshause gefesselt sah, ergriff ihn gewaltig, ein bitterer Lebensüberdruß bemächtigte sich seiner, dessen er sich in einer Dichtung entladen mußte, und so griff er jetzt zur Darstellung des unglücklichen Endes des jungen Jerusalem, für deren ersten Theil er sein eigenes Verhältniß zu Lotten, das ihm die Jahre hindurch wie ein schöner Traum vorschwebte, glücklich verwenden konnte. Seine Trennung von der jungen Frau war ihm um so schmerzlicher, als er dieselbe möglichst zu verheim-

lichen suchen mußte. So schrieb er denn noch anfangs Februar an Jacobis Gattin: „Diese dritthalb Wochen her ist geschwärmt worden, und nun sind wir zufrieden und glücklich, als mans sein kann. Wir sag' ich; denn seit dem funfzehnten Jenner ist keine Branche meiner Existenz einsam. Und das Schicksal, mit dem ich mich herumgebissen habe so oft, wird jetzt höflich betitelt, das schöne, weise Schicksal: denn gewiß, das ist die erste Gabe, seit es mir meine Schwester nahm, die das Ansehen eines Aequivalents hat. Die Max ist noch immer der Engel, der mit den simpelsten und werthesten Eigenschaften alle Herzen an sich zieht, und das Gefühl, das ich für sie habe, worin ihr Mann eine Ursache zur Eifersucht finden wird, macht nun das Glück meines Lebens.“ Auch Merck, der nach der Trennung Frankfurt besuchte, ahnte davon nichts. Am letzten Januar schied Frau von Laroche von Frankfurt und gleich am folgenden Tage begann er „die Leiden des jungen Werthers“ zu schreiben. Sie flossen ihm aus vollem Herzen und der lebhaftesten Erinnerung. Die Annahme, er habe sich dazu die aus Wetzlar an Merck geschriebenen Briefe geben lassen, ist mehr als haltlos. Wie im vorigen Jahre, als er den Götz umarbeitete, zog er sich auch jetzt ganz auf sich zurück. Daß ihm hier und dort Stellen der Heloise vorschwebten, war eben unabsichtlich; kaum dürfte er diese kurz vorher gelesen haben. Der erste Theil bis zu Werthers Flucht war in zehn bis zwölf Tagen vollendet. Merck berichtet seiner Gattin am 14: „Der große Erfolg, den Goethe mit seinem Götz gehabt, hat ihm ein wenig den Kopf verrückt. Er sondert sich von allen seinen Freunden ab und lebt nur in Dichtungen, welche er für die Oeffentlichkeit vorbereitet. Es muß ihm alles glücken, was er

unternimmt, und ich sehe voraus, daß ein Roman, der von ihm zu Ostern erscheint, eben so gute Aufnahme finden wird wie sein Drama. Daneben hat er die kleine Frau Brentano wegen des Geruches von Oel und Käse wie des Benehmens ihres Gatten zu trösten." Auch die Max, die er bei gemeinschaftlichen Freunden sah, wußte, daß er an einem Roman schreibe. Als er Mitte Februar an Frau von Laroche, die er jetzt seine „liebe Mama" nennt, einige ihrer ihm zur Durchsicht gegebenen „Briefe Rosaliens" zurücksendet, bemerkt er: „Das liebe Weibchen hat Ihnen was von einer Arbeit geschrieben, die ich angefangen habe, seit Sie weg sind: wirklich angefangen; denn ich hatte nie die Idee, aus dem Sujet ein einzelnes Ganze zu machen. Sie sollens haben, sobalds fertig ist." Auch gegen die Freunde zu Hannover machte er leise Andeutungen dessen, was ihn beschäftige. Fastnachtsonntag den 13. erwiederte er Kestner: „Die Max Laroche ist hierher verheiratet, und das macht einem das Leben noch erträglich, wenn anders dran etwas erträglich zu machen ist. Wie oft ich bei euch bin, heißt das in Zeiten der Vergangenheit, werdet ihr vielleicht ehestens ein Dokument zu Gesichte kriegen. ... Ich bin wohl fleißig, und meine Lebenswirthschaft ist immer die alte. Wenn ich manchmal deine alten Briefe ansehe, erstaun' ich, daß ich nach so mancherlei Veränderungen noch derselbe bin. Und möchte das auch von euch hören. Deswegen schreibt mir öfter oder bittet Lotten, daß sie mir nur manchmal ein Wörtchen schreibt, wenns ihr ums Herz ist." Der zweite Theil, in welchem er die Geschichte Jerusalems in freier Weise ausführte, wird spätestens Ende März fertig gewesen sein, da die Angabe in Dichtung und Wahrheit, er habe den Werther in vier Wochen ge-

schrieben, ohne daß ein Schema des Ganzen oder die Behandlung eines Theils vorher zu Papier gebracht gewesen, um so weniger zu bezweifeln sein dürfte, als sie mit der spätern Aeußerung an Frau von Laroche stimmt, er habe ihn den Tag nach ihrer Abreise angefangen: „und an einem fort! fertig ist er.“ Erst nach Vollendung des Ganzen wandte er sich an Lotten, deren zugleich mit dem frühern Briefe von Kestner erhaltene Zeilen er bisher nicht beantwortet hatte: „Liebe Lotte“, schrieb er, „es fällt mir den Augenblick so ein, daß ich lang einen Brief von dir habe, auf den ich nicht antwortete. Das macht, du bist diese ganze Zeit vielleicht mehr als jemals, in, cum et sub [in, mit und unter] (laß dir das von deinem gnädigen Herrn erklären) mit mir gewesen. Ich lasse es dir ehstens drucken. Es wird gut, meine Beste; denn ist mirs nicht wohl, wenn ich an euch denke? Ich bin immer der Alte, und deine Silhouette ist noch in meiner Stube angesteckt und ich borge die Nadeln davon wie vor Alters. Daß ich ein Thor bin, daran zweifelst du nicht, und ich schäme mich mehr zu sagen; denn wenn du nicht fühlst, daß ich dich liebe, warum lieb' ich dich?“

In der Dichtung des Werther hatte sich Goethe alles Trübsinns und alles Lebensüberdrusses gründlich entledigt, aber das innige Verhältniß zu Lotten schwebte noch immer in unverlöschbarem Glanze vor seiner Seele. Doch hatte sich sonderbar genug jetzt in Goethes Seele eine leidenschaftliche Neigung zur unglücklichen Max Brentano erhoben, die er zu bekämpfen suchte. Deshalb mied er sie bei ihren Bekannten zu sehn, wie sein Brief aus dem März an ihre Mutter beweist. „Ihre Lieben hab' ich einige Zeit nicht gesehen“, schreibt er;

„ich hatte mein Herz verwöhnt. Nein, liebe Mama, Sie haben meine Hand darauf, ich will brav sein.“ Von dem Gedanken, den Roman gleich drucken zu lassen, stand er ab. Als Kestner anfangs Mai Lottens glückliche Niederkunft mit einem Knaben meldete, fühlte er sich von einer bangen Sorge glücklich befreit. „Küßt mir den Buben und die ewige Lotte“, schreibt er. „Sagt ihr, ich kann mir sie nicht als Wöchnerin vorstellen; das ist nun unmöglich. Ich seh' sie immer noch, wie ich sie verlassen habe. (Daher ich auch weder dich als Ehmann kenne noch irgend ein ander Verhältniß als das alte — und sodann bei einer gewissen Gelegenheit fremde Leidenschaften aufgeflickt und ausgeführt habe; daran ich euch warne euch nicht zu stoßen.) Ich bitte dich, laß das eingeschlossene Radotage bis auf weiteres liegen; die Zeit wirds erklären. Habt mich lieb, wie ich euch, so hat die Welt keine vollkommenere Freunde.“ Als er hörte, daß sie ihn bei der Taufe zum Pathen genommen, war er voll Jubel, besonders da er sich einbildete, Lotte habe auffahrend alle Ueberlegung durchbrochen und gesagt: „Wolfgang heißt er! und der Bub' soll auch so heißen.“ Sollten sie ihm aber den Namen eines andern Pathen gegeben haben (der Knabe hieß Georg), so hielt er sich aus, dem nächsten seinen Namen zu geben, ja er möchte alle ihre Kinder aus der Taufe heben, da sie alle ihm so nahe seien, wie sie selbst. „Adieu, ihr Menschen“, schließt er, „die ich so liebe (daß ich auch der träumenden Darstellung des Unglücks unseres Freundes die Fülle meiner Liebe borgen und anpassen mußte). Die Parenthese bleibt versiegelt bis auf weiters.“ Noch immer dachte er nicht, den Roman sogleich zu veröffentlichen; er schien ihm zu heilig dazu. Am 26. April schrieb er an Lavater: „Doch will ich verschaffen, daß ein

Manuscript dir zugeschickt werde; denn bis zum Druck währts eine Weile. Du wirst großen Theil nehmen an den Leiden des lieben Jungen, den ich darstelle. Wir gingen nebeneinander an die sechs Jahre, ohne uns zu nähern. Und nun hab' ich seiner Geschichte meine Empfindungen geliehen, und so machts ein wunderbares Ganze." Nach der Mitte Mai gelang ihm in acht Tagen sein Clavigo, den er wahrscheinlich auf eine von der Weygandschen Buchhandlung ausgegangene Anfrage dieser in Verlag gab. Dabei hatte er denn auch seines Romans gedacht, den diese sofort verlangte; dem Dichter schien wohl der Antrag der leipziger Buchhandlung wie ein Wink des Schicksals, und so ließ er jedes Bedenken fahren, nur sollte der Roman ohne seinen Namen erscheinen. Am 1. Juni schreibt er einem in Algier verweilenden Freunde, er habe allerhand Neues gemacht. An erster Stelle nennt er die Leiden des jungen Werthers, worin er einen jungen Menschen darstelle, der, mit einer tiefen, reinen Empfindung und wahrer Penetration begabt, sich in schwärmende Träume verliere, sich durch Spekulation untergrabe, bis er zuletzt, durch dazutretende unglückliche Leidenschaften, besonders eine endlose Liebe, zerrüttet, sich eine Kugel vor den Kopf schieße. Darauf gedenkt er seines Clavigo und der schon gedruckten Farze auf Wieland; nach und nach wolle er das Zeug durch Gelegenheit nach Marseille spediren. Den ersten Theil des Werther theilt er gleich darauf seiner lieben Mama Laroche mit. „Wenns Ihnen auch nicht ums Herz ist sich zu repandiren, sagen Sie mir doch ein Wort vom Herzen", schreibt er. „Sie werden sehn, wie Sie meinem Rad Schwung geben, wenn Sie meinen Werther lesen." Sie fand ihn gefährlich. „Ich habe Ihren Brief geküßt und an

mein Herz gedrückt", erwiedert er. „Es sind meine ein-innige Gefühle. Ja, liebe Mama, es ist wahr, Feuer, das leuchtet und wärmt, nennt ihr Segen von Gott, das verzehrt, nennt ihr Fluch. Segen denn und Fluch!" Er beruft sich dann auf Voltaires Wort in dem Gedichte Les systèmes:

Un livre, croiez moi, n'est pas fort dangereux.

Als sie bald darauf nach dem zweiten Theile verlangt, meldet er, daß er ihn rasch zum Druck habe abschicken müssen; auch habe er gedacht, sie sei nicht in der Lage, seiner Empfindung, Imagination und Grillen zu folgen. Jetzt läßt er es auch nach Hannover an nähern Hindeutungen nicht fehlen. Einen Brief an Lotten, deren Freundin ihn besucht hatte, schließt er am 16. Juni: „Ich schick' euch ehstens einen Freund, der viel Aehnlichs mit mir hat, und hoffe, ihr sollt ihn gut aufnehmen. Er heißt Werther, und ist und war — das mag er euch selbst erklären." Und am Vorabend seines Geburtstags schreibt er: „Heut vor zwei Jahren saß ich bei dir fast den ganzen Tag; da wurden Bohnen geschnitten bis um Mitternacht und der achtundzwanzigste feierlich mit Thee und freundlichen Gesichtern begonnen. O Lotte, und du versicherst mich mit all der Offenheit und Leichtigkeit der Seele, die mir so werth immer war an dir, daß ihr mich noch liebt; denn sieh es wäre gar traurig, wenn auch über uns der Zeiten Lauf das Uebergewicht nehmen sollte. Ich werde dir ehestens ein Gebetbuch, Schatzkästchen, oder wie dus nennen magst, schicken, um dich morgens und abends zu stärken in guten Erinnerungen der Freundschaft und Liebe."

Von den drei ersten Exemplaren des Romans*) fliegt eines

---

*) Es gibt davon zwei Drucke, von denen der eine sich vom andern nur

sogleich, gegen den 20. September, nach Hannover*), und wird der Freundin durch wenige, aus vollem Herzen strömende Zeilen empfohlen. „Lotte, wie lieb mir das Büchelchen ist", bemerkt er, „magst du im Lesen fühlen, und auch dieses Exemplar ist mir so werth, als wärs das einzige in der Welt. Du sollsts haben, Lotte! Ich hab' es hundertmal geküßt, habs weggeschlossen, daß es niemand berühre. O Lotte! — Und ich bitte dich, lass' es außer Meyers**) niemand jetzo sehn. Es kommt erst die leipziger Messe ins Publikum. Ich wünschte, jedes läs' es allein vor sich, du allein, Kestner allein, und jedes schriebe mir ein Wörtchen." Er vergaß das Zettelchen hineinzulegen, das er am 23. nachsandte. „Vergangenheit und Zukunft schweben wunderbar ineinander. Was wird aus mir werden? O ihr gemachten Leute, wie viel besser seid ihr dran! ... Ich bitt' euch, gebt das Buch noch nicht weiter, und behaltet den Lebendigen lieb und ehret den Todten!" Die ängstliche Erwartung auf das Urtheil der zunächst betheiligten Freunde spannte ihn gewaltig auf; daß sie so argen Anstoß daran nehmen würden, fiel ihm in seiner Arglosigkeit und im Bewußtsein, das Ganze dichterisch gehoben und durchgearbeitet zu haben, nicht ein. Allein Kestner und Lotte sahen im Roman bloß ihre entstellten Ebenbilder, keine dichterischen Gestalten, und sie erkannten nur zu wohl, daß, da die Beziehung auf des Dichters Liebe zu Kestners

durch die im Briefe vom 30. August gebrauchte Form härine statt härene (Luther braucht härin, hat aber auch herin und harin) unterscheidet.

*) Das zweite erhielt Frau von Laroche, die es, nachdem sie es gelesen, an Freund Jacobi schicken sollte, nur eines behielt er zunächst für sich.

**) Herr und Frau Meyer aus Hannover, mit Lotten und Kestner innigst befreundet, hatten den Dichter in Frankfurt begrüßt und sein herzliches Vertrauen gewonnen.

Gattin nicht unbekannt bleiben könne, man nun ohne weiteres alle einzelnen Züge des Romans darauf beziehen werde. Daher erwiderte ihm Kestner im höchsten Unmuth, und ließ ihn die Leichtfertigkeit seines Betragens, wodurch er Lotten und ihn selbst in ein gar übles Licht gesetzt habe, bitter empfinden; ja er leugnete sogar die Wahrheit seiner Schilderung, indem er bemerkte, in der Wirklichkeit habe sich die Sache ganz anders verhalten; Jerusalem, dessen Abbild Werther, habe sich erschossen ohne das eine mehr als gewöhnliche Frau immer entehrende Betragen, das Goethe seiner Heldin zuschreibe. „Die wirkliche Lotte, deren Freund Ihr doch sein wollt, ist in Eurem Gemälde, das zu viel von ihr enthält, um nicht auf sie stark zu deuten, ist, sag' ich — doch nein, ich will es nicht sagen, es schmerzt mich schon zu sehr, da ichs denke. Und Lottens Mann, Ihr nanntet ihn Euren Freund, und Gott weiß, daß er es war, ist mit ihr — Und das elende Geschöpf von einem Albert! Mag es immer ein eigenes, nicht kopirtes Gemälde sein sollen, so hat es doch von einem Original wieder solche Züge (zwar nur von der Außenseite, und Gott seis gedankt, nur von der Außenseite), daß man leicht auf den wirklichen fallen kann. Und wenn Ihr ihn so haben wolltet, mußtet Ihr ihn zu so einem Klotze machen, damit Ihr etwa auf ihn stolz hintreten und sagen könntet: Seht, was ich für ein Kerl bin!" Goethe ward durch den Unmuth der Freunde schmerzlich aufgeregt, doch konnte er die Sache nicht mehr ändern, da mittlerweile das Buch erschienen war, und sah er jetzt auch wohl ein, daß manche die unglückliche Liebe seines Helden, obgleich er selbst sich nicht, wie dieser, erschossen, für ein in allen Zügen treues Abbild seines eigenen Verhältnisses zu Lotten und Kestner

halten, und demnach seine Freunde in ein höchst nachtheiliges Licht treten würden, so glaubte er doch der in seinem Roman wirkenden dichterischen Kraft vertrauen zu dürfen. „Es ist gethan, es ist ausgegeben", schreibt er sofort; „verzeiht mir, wenn ihr könnt! Ich will nichts, ich bitte euch, ich will nichts von euch hören, bis der Ausgang bestätigt haben wird, daß eure Besorgnisse zu hoch gespannt waren, bis ihr dann auch im Buche selbst das unschuldige Gemisch von Wahrheit und Lüge reiner an euren Herzen gefühlt haben werdet." Er ist weit entfernt, den Roman gegen Kestners so ungerechte als wunderlich begründete Beschuldigung dichterischer Unwahrheit zu vertheidigen, wie leicht ihm dies auch gewesen wäre, er spricht vielmehr seine Freude darüber aus, daß er diesen als Dichtung beurtheile, ja er gesteht ihm zu, daß er als liebevoller Advokat alles erschöpft habe, was er selbst zu seiner Entschuldigung sagen könne — nur meint er, sein Herz fühle noch mehr, als er auszusprechen vermöge, und er kann nicht umhin, die frohe Ahnung zu äußern, das ewige Schicksal habe die Veröffentlichung nur zugelassen, um sie noch fester aneinander zu knüpfen. „Ja, meine Besten, ich, der ich so durch Lieb' an euch gebunden bin, muß noch euch und euren Kindern ein Schuldner werden für die bösen Stunden, die euch meine — nennts, wie ihr wollt, gemacht hat. Haltet, ich bitt' euch, haltet Stand! ... Und, meine Lieben, wenn euch der Unmuth übermannt, denkt nur, denkt, daß der alte, euer Goethe immer neuer und neuer und jetzt mehr als jemals der eurige ist." Kestner sandte ihm einige Zeit später den Brief seines Freundes Hennings in Berlin, woraus er entnehmen werde, wie man dort in Albert und Lotten ihn und seine Frau leibhaft zu sehn glaube, und ihn

wegen eines so offen bloß gelegten unerfreulichen Liebesverhältnisses seiner Frau bedaure. „Da hab' ich deinen Brief, Kestner", erwiedert Goethe, dessen Werther unterdessen bereits die glühendste Begeisterung hervorgerufen und alle gefühlvollen Seelen mit Zaubergewalt ergriffen hatte, unmittelbar darauf, am 21. November. „Habe deinen Brief und muß dir zurufen: Dank! Dank, Lieber! Du bist immer der Gute! O könnt' ich dir an Hals springen, mich zu Lottens Füßen werfen, eine, eine Minute, und all, all das sollte getilgt, erklärt sein, was ich mit Büchern Papier nicht aufschließen könnte! — O ihr Ungläubigen, würd' ich ausrufen! Ihr Kleingläubigen! Könntet ihr den tausendsten Theil fühlen, was Werther tausend Herzen ist, ihr würdet die Unkosten nicht berechnen, die ihr dazu hergebt! Da lies ein Blättchen, und sende mirs heilig wieder, wie du hier drinnen hast. ... Bruder, lieber Kestner! wollt ihr warten, so wird euch geholfen. Ich wollt' um meines eigenen Lebens Gefahr willen Werthern nicht zurückrufen, und glaub' mir, glaub' an mich, deine Besorgnisse, deine gravamina [Beschwerden] schwinden wie Gespenster der Nacht, wenn du Geduld hast, und dann — binnen hier und einem Jahr versprech' ich euch auf die lieblichste, einzigste, innigste Weise alles, was noch übrig sein möchte von Verdacht, Mißdeutung etc. im schwätzenden Publikum, obgleich das eine Herd Schwein ist, auszulöschen, wie ein reiner Nordwind Nebel und Duft. Werther muß — muß sein! — Ihr fühlt ihn nicht, ihr fühlt nur mich und euch, und was ihr angeklebt heißt — und trutz euch — und andern — eingewoben ist — Wenn ich noch lebe, so bist dus dem ichs danke*)

*) Weil er in seine Rechtlichkeit Zutrauen setzte, Lotten nicht den Umgang mit ihm verbot.

— bist also nicht Albert. — Und also — Gib Lotten eine Hand ganz warm von mir, und sag ihr: ihren Namen von tausend heiligen Lippen mit Ehrfurcht ausgesprochen zu wissen, sei doch ein Aequivalent gegen Besorgnisse, die einem kaum ohne alles andere im gemeinen Leben, da man jeder Base ausgesetzt ist, lange verdrießen würden. Wenn ihr brav seid und nicht an mir nagt, so schicke ich euch Briefe, Laute, Seufzer nach Werthern, und wenn ihr Glauben habt, so glaubt, daß alles wohl sein wird, und Geschwätz nichts ist. ... O du! — hast nicht gefühlt, wie der Mensch dich umfaßt, dich tröstet — und in deinem, in Lottens Werth Trost genug findet gegen das Elend, das schon euch in der Dichtung schreckt. ... Und mein Versprechen bedenkt. Ich allein kann erfinden, was euch völlig außer aller Rede setzt, außer dem windigen Argwohn. Ich habs in meiner Gewalt; noch ists zu früh!"

Da Kestner sich bald darauf beruhigte, wenn er es auch erleben mußte, daß er und seine Gattin auf Veranlassung des Romans öffentlich besprochen wurden, so erschien die zweite echte Ausgabe im folgenden Jahre ohne wesentliche Veränderungen; nur die Druckfehler wurden verbessert, im Briefe vom 13. Juli eine ausgefallene Stelle eingefügt und jeder der beiden Theile mit einer Vignette und vier (später unter den vermischten Gedichten abgedruckten) Versen ausgestattet. Die dem zweiten Theil vorgesetzten ließen Werthers Geist die Warnung aussprechen, ihm nicht nachzufolgen, sondern männlich auszuhalten. In den nächstfolgenden Jahren blieb Werther ruhig liegen. Im April 1777 kam er Goethe einmal zufällig zur Hand, wo ihm denn alles wie neu und fremd war. Drei Jahre später las er ihn zum erstenmal seit seinem Erscheinen ganz durch und

verwunderte sich. Erst im Herbst 1782 kam ihm der Gedanke, ihn von neuem durchzuarbeiten. „Meinen Werther habe ich durchgegangen", schreibt er am 21. November an seinen Freund Knebel, „und lasse ihn wieder ins Manuscript schreiben*); er kehrt in seiner Mutter Leib zurück; du sollst ihn nach seiner Wiedergeburt sehn. Da ich sehr gesammelt bin, so fühle ich mich zu so einer delikaten und gefährlichen Arbeit geschickt!" Daß er damit nicht weit gedieh, zeigt die Aeußerung in einem Briefe an Kestner vom 2. Mai 1783: „Ich habe in ruhigen Stunden meinen Werther wieder vorgenommen, und denke, ohne die Hand an das zu legen, was so viel Sensation gemacht hat, ihn noch einige Stufen höher zu schrauben. Dabei war unter andern meine Intention, Alberten so zu stellen, daß ihn wohl der leidenschaftliche Jüngling (Werther), aber doch der Leser nicht verkennt. Dies wird den gewünschten und besten Effekt thun. Ich hoffe, ihr werdet zufrieden sein." Kestner freute sich darüber, insofern das Anstößige darin wenigstens zum Theil gemildert werden könne, und da er kein Exemplar des Buches zur Hand hatte, so gedachte er aus der Erinnerung nur zweier Punkte, welche ihn und seine Gattin unangenehm berührt hätten, der Ohrfeigen, welche Lotte in dem Spiele auf dem Balle austheilt, so wie des Umstandes, daß sie ebendaselbst Werthern gleich zu verstehn gibt, sie sei bereits versagt. Beides konnte aber im Grunde nur Lotten und Kestner insofern anstößig sein, als es der Wirklichkeit nicht gemäß war; Alberts Lotte verliert dadurch nicht im geringsten, beides ist ihrem

*) Er ließ die Handschrift durchschießen, um nach Gefallen kleinere oder größere Aenderungen anbringen und bedeutendere Stellen, ja ganze Briefe einschieben zu können.

Charakter und den Umständen ganz entsprechend, weshalb denn auch Goethe hier keine Aenderung eintreten ließ.

Erst als er im Jahre 1786 an die Herausgabe seiner gesammelten Schriften ging, deren erster Band den Werther enthalten sollte, nahm er den Roman zu neuer Durcharbeitung ernstlich vor. Leider legte er dabei den dritten bei Himburg 1779 erschienenen Nachdruck zu Grunde, der noch mehr als die frühern durch Druckfehler und Auslassungen entstellt ist, und diese gingen größtentheils in die Bearbeitung über. Manches würde Goethe wohl stehn gelassen und anders verändert haben, hätte ihm die ursprüngliche Ausgabe vorgelegen. „Ich korrigire an Werther", äußert er am 25. Juni gegen Frau von Stein, „und finde immer, daß der Verfasser übel gethan hat, sich nicht nach geendigter Schrift zu erschießen." „Herder hat den Werther recht sentirt", berichtet er einige Zeit später, „und genau herausgefunden, wo es mit der Komposition nicht just ist. Wir hatten eine gute Szene. Seine Frau wollte nichts auf das Buch kommen lassen, und vertheidigte es aufs beste." Von Karlsbad aus meldet er am 20. August, mit Werther gehe es vorwärts, und zwei Tage später hören wir, er habe jetzt sein schwerstes Pensum geendigt, die Erzählung am Schlusse des Werther (der erste Theil des Abschnittes, „der Herausgeber an den Leser") sei verändert. „Gebe Gott", fügt er hinzu, „daß sie gut gerathen sei; noch weiß ich nichts davon. Herder hat sie noch nicht gesehen."

Die neue Bearbeitung, die erst im folgenden Frühling erschien, hat einen sehr bedeutsamen Zusatz in der Geschichte des Knechtes erhalten, der bei einer Witwe zu Wahlheim in Dienst ist. Außer dieser sich durch den Roman durchschlingenden Er=

zählung bemerken wir eine Anzahl eingeschobener Briefe, von denen aber nur wenige ganz an ihrer Stelle sein dürften. Die allerwichtigste Veränderung hat der erste Theil des letzten „der Herausgeber an den Leser" überschriebenen Abschnittes erfahren, der früher erst auf den Brief vom 14. (jetzt 17.) Dezember folgte. Alberts Verstimmung gegen Lotten und die Trübung ihres ehelichen Glückes, sein kaltes Betragen und sein Mangel an feinerm Gefühl sind jetzt glücklich weggeschafft oder als eine bloße Einbildung Werthers dargestellt. Lottens Betragen gegen Werther finden wir besonders in dem eingeschobenen Absatz nach dem Briefe vom 20. Dezember näher bestimmt, und jeder Mißdeutung des unauslöschlichen Eindrucks vorgebeugt, den dieser auf ihre Seele geübt, besonders auch das anstößige Mißtrauen, welches Lotte gegen sich selbst hegt, glücklich beseitigt. Schwebte bei diesen glücklichen Aenderungen, die aber freilich nicht durchaus genügten, zunächst die Absicht vor, Kestner und seiner Gattin zu willfahren, so erreichte der Dichter damit auch zugleich einen künstlerischen Zweck, indem nun Werthers falsche Beurtheilung aller Verhältnisse noch weitgreifender erscheint. Ein großer Mißstand des ersten Entwurfs lag darin, daß der Dichter dem Verdruß, welchen Werther bei der Gesandtschaft gehabt, aber lange verschmerzt haben mußte, einen nicht unbedeutenden Einfluß auf die endlose Leidenschaft zuschrieb, welche seine Seele zerstörte. Mit Recht hat Goethe dies später beseitigt, und jenes Verdrusses in einer eingefügten Stelle (vor dem Briefe vom 12. Dezember) in ganz anderer Weise gedacht. Schon Herder hatte richtig hierauf hingewiesen, und Napoleon, der den Werther in der nach dem ersten Entwurf gefertigten mit nach Aegypten genommenen französischen Uebersetzung „wie

ein Kriminalrichter“ mehrmal gelesen hatte, tadelte in der berühmten Unterredung, die er mit Goethe zu Erfurt im Oktober 1808 hielt, diese Vermischung der Bestimmungsgründe des gekränkten Ehrgeizes und der leidenschaftlichen Liebe als ganz unnatürlich. Goethe selbst, der sich nicht erinnerte, daß er in der neuen Bearbeitung des ihm längst fremd gewordenen Werther dieses Versehen schon vor zweiundzwanzig Jahren bemerkt und beseitigt hatte, entschuldigte sich mit dem an sich sehr richtigen, aber hier gar nicht zutreffenden Satze, der Dichter dürfe sich mitunter eines nicht leicht zu entdeckenden Kunstgriffs bedienen, um eine gewisse, auf einfachem, natürlichem Wege nicht zu erzielende Wirkung hervorzubringen. Außer den bisher angeführten Aenderungen hat Goethe in der neuen Bearbeitung auch manche an das Gemeine streifende Redeweisen gemildert und sonstige kleine Verbesserungen des Ausdruckes vorgenommen, auch die übermäßigen Auslassungen des e weggeschafft, doch ist er dabei nicht ganz folgerecht verfahren.

Zur zweiten Ausgabe der Werke benutzte Goethe leider nicht die ursprüngliche achtbändige, sondern den durch manche Druckfehler entstellten, ohne Wissen des Dichters vom Verleger gemachten wohlfeilen Abdruck in vier Bänden, aus welchem dann mehrere bedeutende Druckfehler herübergenommen wurden; verbessert sind nur ein paar Formen. In der dritten Ausgabe der Werke finden sich wenige Formveränderungen, aber ein paar neue Druckfehler. Leider wurde dieser Druck bei der Ausgabe letzter Hand fast unverändert wiedergegeben. Neuerdings haben wir manche auf die ursprüngliche Ausgabe zurückgehende Abdrücke erhalten, wobei aber mehrfach Lesarten aufgenommen worden sind, welche Goethe, hätte ihm jene älteste Ausgabe

und nicht der abweichende Nachdruck vorgelegen, geändert haben würde.*) Der Jubelausgabe vom Jahre 1825 setzte Goethe das herrliche Gedicht „an Werther" vor, worin sich die unendliche Wehmuth mächtig ergießt, die ihn bei der Erinnerung an jene lust- und leidvollen wetzlarer Tage und an alle seit jener Zeit ihn umstrickende Liebesnoth in klagvollem Zusammenklang ergriff. War ja Werther der rührende Aeolssang seiner armen, liebgepreßten, sich blutig durchkämpfenden Jünglingsseele!

*) Vgl. meine kleine berichtigte in der Dykschen Buchhandlung erschienene Ausgabe.

II. Stoff.

Die Zustände, aus welchen sich Werther herausbildete, erforderten um so mehr eine ausführlichere Darstellung, als sie nicht allein die Veranlassung zur Dichtung, sondern auch den größten Theil des zu Grunde liegenden Stoffes bilden. Der bittere Seelenkampf, den Werther bis zu seiner Flucht besteht, ist des Dichters eigenes Leiden, der Brief vom 20. Februar, worin Werther Albert dankt, daß er ihn mit der Nachricht von der vollzogenen Hochzeit überrascht habe, ganz aus seinem eigenen Leben genommen (vgl. oben S. 42), ja auch in den weiter folgenden Klagen des zu Lotten zurückgekehrten Unglücklichen klingt seine eigene Verzweiflung, die ihn häufig erfaßte, lebhaft durch. Dazu ist ein großer Theil der einzelnen Lebensverhältnisse, Züge und Oertlichkeiten der Wirklichkeit entnommen. Der Ball, auf dem Werther Lotten kennen lernte, ihre Familienverhältnisse, besonders die Vertretung der verstorbenen, von ihr mit zartester Innigkeit verehrten Mutter in dem so zahlreichen Geschwisterkreise, die rothe Schleife, welche Lotte auf jenem Balle trug und Werther zu seinem Geburtstage schenkt, das Gespräch am letzten Abend und die Flucht, alles dieses fanden wir oben bei der Tochter

des Amtmanns Buff, selbst die Zeit der Bekanntschaft (vor Mitte Juni) und des letzten Gespräches (9. September) ist treu beibehalten, ja der Dichter hat seinem Werther seinen eigenen Geburtstag geliehen. Die Gegend von Wetzlar erkennt man überall wieder. Da ist noch der Garten auf einem der Hügel, die mit der schönsten Mannigfaltigkeit sich kreuzen und die lieblichsten Thäler bilden; noch rieselt aus dem Brunnen in der Felsengrotte vor dem wildbacher Thore das helle, erquickende Wasser. Neben dem Brunnen vorbei führt ein enger durch Felsen sich windender Weg nach der Höhe des Lahnberges, an dessen Fuß nordöstlich, etwa eine halbe Stunde von Wetzlar, Garbenheim, Goethes Wahlheim, liegt. Oben aus dem Orte führt ein Fußpfad auf die Höhe, wo sich bei der alten Warte jene reizende Aussicht öffnet, die uns Werther beschreibt. Der kleine Platz vor der Kirche mit den ihn umschließenden Häusern und Höfen ist noch da, dagegen hat Werther die Zahl der Linden um eine vermehrt, da Kestner und Goethe nur von einem Baume sprechen.*) Die ganze Schilderung seiner in Wahlheim verlebten Stunden ist der Wirklichkeit entnommen. Nicht allein die Wirthin (Koch) fand Goethe wirklich in Garbenheim, sondern auch das arme Weib, die Tochter des Schullehrers; sie hatte einen Küfer, Namens Bamberger, geheiratet, dem sie zwölf Kinder brachte; der geschnörkelte Stuhl mit dem geschnitzten Pelikan, den sie Goethe und Jerusalem oft herausholte, und das Glas, worin sie ihnen Milch reichte, sollen nach Braunschweig gewandert sein, wo ihr Sohn Johann (Goethes Hans) sich als Schneidermeister niedergelassen, doch läßt sich

*) Diese Linde stürzte erst im Jahre 1849, kurz vor Goethes Jubelfest, worauf zur Begehung des letztern neue Linden feierlichst gepflanzt wurden.

die Echtheit dieser geweihten Ueberbleibsel nichts weniger als verbürgen. Auch sonst mag manches, was wir nicht mehr nachweisen können, geschichtlich begründet sein, wie etwa der Besuch bei dem Pfarrer in einem benachbarten Dorfe. Aber auch an absichtlichen Veränderungen fehlt es nicht. Lottens Vater, der fürstliche Amtmann S..., wohnt nicht in der Stadt, sondern auf einem fürstlichen Jagdhofe anderthalb Stunden davon entfernt, wodurch das Liebesleben Werthers, der immer zur Geliebten herauseilt, einen romantischen Anstrich erhält. Albert ist während der Zeit, wo Werther Lotten kennen lernt, nach Hause gereist, um, da sein Vater gestorben, seine Sachen in Ordnung zu bringen und sich um eine Versorgung zu bemühen; dasselbe dürfen wir von Kestner voraussetzen, nur fällt dessen Reise nach Hannover in eine andere Zeit. Vgl. oben S. 17. Goethe läßt Albert anderthalb Monate gerade um diese Zeit abwesend sein, um Werthers Verhältniß zu Lotten wahrscheinlicher zu machen. Die Art, wie sich in Kestners Gegenwart Goethes wunderbare Liebe zu Lotten bilden und entwickeln konnte, ist an sich so unwahrscheinlich, daß der Dichter hier von der Wirklichkeit abzuweichen genöthigt war; auch gewann er durch Alberts später erfolgende Rückkehr einen wichtigen Entwicklungspunkt der Handlung. Lotte ist hier die älteste Tochter, wogegen Kestners Geliebte die zweitälteste war; hierbei mag außer der Unwahrscheinlichkeit, daß die jüngere Tochter den ganzen Haushalt übernommen, noch der Umstand maßgebend gewesen sein, daß er eine ältere Schwester neben Lotten auch sonst nicht gut verwenden konnte.*) Die Zahl von Lottens Geschwistern,

*) Karoline hatte schon damals einen Verehrer an dem mit Goethe verwandten, aber ihm sehr fremden Kammergerichtsprokurator Hofrath Dr. Dietz.

deren noch elf am Leben waren, verminderte er um zwei, doch hält er die Namen von Sophien und Amalien bei. Wenn Goethe der Geliebten Werthers die schwärzesten Augen gibt, obgleich die wirkliche Lotte blaue Augen hatte, so bestimmte ihn hierzu seine Vorliebe für schwarze Augen. In derselben Weise hat er den Lerse seines Götz mit schwarzen Augen ausgestattet, wogegen die Augen des wirklichen Lerse blau waren. Auch seine Dorothea hat schwarze Augen. Die schwarzen Augen von Dorothea Brandt fielen Goethe auf, aber noch mehr drangen ihm die allerschwärzesten Augen der unglücklichen Maximiliane Brentano in die Seele, ohne daß man deshalb sagen dürfte, sie habe ihm bei den schwarzen Augen Lottens vorgeschwebt. Noch Frau von Schiller, die Lotten im Jahre 1816 sah, schreibt ihr bedeutende Augen zu; doch sollen sie kleiner gewesen sein als auf der bekannten Abbildung, von der ein erhaltenes Pastellbild hierin abweicht. Daß Werther kein Porträt Lottens zu Stande bringt, sich mit der Silhouette begnügt, hat Goethe von sich entnommen, nur mißlingt Werther das Porträt dreimal, während Goethe sich daran nicht versucht hatte, was er später bedauerte.

Allein Werther sollte nicht die glückliche Bekämpfung einer tief gewurzelten Neigung schildern, sondern die zerstörende Gewalt der Leidenschaft, welcher das Herz sich willenlos hingibt, und so mußte der Ausgang ein durchaus anderer sein als derjenige, den wir Goethes wetzlarer Liebe nehmen sahen. Aber auch hier schöpfte der Dichter aus der Wirklichkeit, indem er das unselige Ende des jungen Jerusalem (vgl. oben S. 33*) zu Grunde legte. Hierbei benutzte er den von Kestner ihm mitgetheilten ausführlichen Bericht.

Lessing gab die vom jungen Jerusalem hinterlassenen philosophischen Aufsätze im Jahre 1776 heraus, um zu beweisen, daß sein früh vollendeter Freund, den man zu seinem Aerger im Werther allgemein abgeschildert glaubte, nicht ein so empfindsamer Narr*) gewesen, sondern ein wahrer, nachdenkender, kalter Philosoph. In der Vorrede legte er ein höchst ehrenvolles Zeugniß für den unglücklichen Jüngling ab, dessen Laufbahn kurz, dessen Lauf schnell gewesen sei. „Doch lange leben ist nicht viel leben", bemerkt er. „Und wenn viel denken allein viel leben ist, so waren seiner Jahre nur für uns zu wenig." Er habe seine Freundschaft, fügt er hinzu, nicht viel über Jahr und Tag genossen, aber er habe keinen Menschen in Jahr und Tag lieber gewonnen, obgleich er ihn eigentlich nur von einer Seite kennen gelernt habe. Er habe den Geist der kalten Betrachtung besessen, der aber bei ihm ein warmer Geist und so viel schätzbarer gewesen, der sich nicht habe abschrecken lassen, wenn ihm die Wahrheit auf seinen Verfolgungen öfters entwischt sei, der an ihrer Mittheilbarkeit nicht verzweifelt habe, weil sie sich in Abwege vor ihm verloren, wohin er ihr

*) Lessing ließ sich durch seine Liebe für Jerusalem zum Vorwurfe verleiten, der Dichter des Werther habe den Charakter seines Freundes ganz verfehlt, als ob Goethe die reine Wirklichkeit hätte schildern wollen. Der Philosoph Garve aber nahm sich des Dichters an, indem er gegen seinen und Lessings gemeinsamen Freund Weiße bemerkte: „Wenn Jerusalem auch nicht Werther ist, so ist dieser doch eine interessante Person, und als Philosoph kann Jerusalem schwerlich tiefer gedacht haben, wenn er auch gründlicher und kaltblütiger gedacht hat." Lessing konnte in Folge seiner persönlichen Verstimmung auch der Dichtung selbst nicht ganz gerecht werden. Auch Rousseaus Heloise hatte ihn kalt gelassen, aber die höhere dichterische Empfindung und Kunstvollendung in Goethes Roman zu erkennen hinderte ihn eben nur sein Mißmuth über den Dichter. Ich kann Lessing nicht mit von Biedermann Neid auf Goethe und Unempfänglichkeit zuschreiben.

schlechterdings nicht habe folgen können. „Die Grundsätze einer gewissen ersten Philosophie [Metaphysik], deren man sich lieber jetzt schämte, waren ihm sehr geläufig, und er hatte einen sonderbaren Hang, sie bis auf die gemeinsten Dinge des Lebens anzuwenden. Am liebsten kam er auf sie zurück, wenn ihm in dem Gebiete des Schönen, in dem Reiche der Empfindungen irgend eine räthselhafte Erscheinung aufstieß. ... Wie empfindbar, wie warm, wie thätig sich dieser junge Grübler auch wirklich erhielt, wie ganz ein Mensch er unter den Menschen war, das wissen seine übrigen Freunde noch besser als ich. ... Aber warum wollen einige von ihnen mir nicht glauben, daß dieser feurige Geist nicht immer sprühete und loderte, sondern unter ruhiger und lauer Asche auch wieder Nahrung an sich zog, daß dieses immer beschäftigte Herz nicht zum Nachtheil seiner höhern Kräfte beschäftiget war, und daß diesen Kopf eben so wenig Licht ohne Wärme als Wärme ohne Licht befriedigten?" Vgl. oben S. 35 KielmanseggES Urtheil. Goethe beschreibt ihn in Dichtung und Wahrheit aus später Erinnerung in folgender Weise: „Seine Gestalt gefällig, mittlerer Größe, wohlgebaut; ein mehr rundes als längliches Gesicht; weiche, ruhige Züge, und was sonst noch einem hübschen blonden Jüngling zukommen mag; blaue Augen sodann, mehr anziehend als sprechend zu nennen. ... Die Aeußerungen des jungen Mannes waren mäßig, aber wohlwollend.*) Er nahm an den verschiedensten Produktionen Theil, besonders liebte er Zeichnungen und Skizzen, in welchen man einsamen Gegenden ihren stillen Charakter abgewonnen hatte. Er theilte bei solchen

*) In seinen Briefen an Eschenburg spricht Jerusalem mit großer Bitterkeit und Verachtung der „Genies".

Gelegenheiten Geßnersche Radirungen mit und munterte die Liebhaber auf, darnach zu studiren. ... Er lebte sich und seinen Gesinnungen. ... Ueberhaupt wußte man wenig von ihm zu sagen, außer daß er sich mit der englischen Literatur beschäftige." *)

Viel näher tritt uns Jerusalems Bild in Kestners Bericht. „Jerusalem", heißt es hier, „ist die ganze Zeit seines hiesigen Aufenthalts mißvergnügt gewesen, es sei nun überhaupt wegen der Stelle, die er hier bekleidete und daß ihm gleich anfangs (bei Graf Bassenheim) der Zutritt in den großen Gesellschaften auf eine unangenehme Art versagt worden**), oder insbesondere wegen des braunschweigischen Gesandten, mit dem er bald nach seiner Ankunft kundbar heftige Streitigkeiten hatte, die ihm Verweise vom Hofe zuzogen und noch weitere verdrießliche Folgen für ihn gehabt haben.***) Er wünschte

---

*) Dazu war er in Leipzig durch seinen Freund Eschenburg bestimmt worden.

**) Ueber den zu Wetzlar herrschenden Adelstolz vgl. oben S. 10. Der Präsident Graf von Bassenheim war Jerusalem sehr gewogen; er bot ihm ein für allemal sein Haus und seine Tafel an, und äußerte sich in einem Briefe an seinen Vater sehr verbindlich. Eines Tages hatte Jerusalem sich nach der Mittagstafel in Folge anziehender Gespräche lange beim Grafen verweilt, so daß ihn die von der Frau Gräfin geladene vornehme donnerstägige Theegesellschaft noch hier antraf. Diese vom edlen Abscheu gegen das bürgerliche Blut aufgeregt, nöthigte den Grafen, dem jungen bildungsreichen Assessor, wie schwer es ihm auch wurde, einen Wink zu geben, daß er hier nicht an seinem Platze sei.

***) Des störrischen Charakters seines Gesandten von Höfler wird auch sonst gedacht. An einer andern Stelle bemerkt Kestner, dieser habe mehrfach auf Jerusalems Abberufung angetragen und ihm noch vor kurzem starke Vorwürfe vom Hofe zugezogen, dagegen habe ihm der Erbprinz von Braunschweig geschrieben, er möge sich noch einige Zeit gedulden, und wenn er Geld bedürfe, sich nur an ihn, nicht an den Herzog wenden.

längst und arbeitete daran, von hier wegzukommen; sein hiesiger Aufenthalt war ihm verhaßt. . . . Er entzog sich allezeit der menschlichen Gesellschaft und den übrigen Zeitvertreiben und Zerstreuungen*), liebte einsame Spaziergänge im Mondenscheine, ging oft viele Meilen weit, und hing da seinem Verdruß und seiner Liebe ohne Hoffnung nach. (Vgl. oben S. 32) . . . Er las viel Romane, und hat selbst gesagt, daß kaum ein Roman sein würde, den er nicht gelesen hätte. Die fürchterlichsten Trauerspiele waren ihm die liebsten. (?) Er las ferner philosophische Schriften mit großem Eifer und grübelte darüber. Er hat auch verschiedene philosophische Aufsätze gemacht, die [sein bester Freund, Freiherr von] Kielmansegge gelesen und sehr von andern Meinungen abweichend gefunden; unter andern auch einen besondern Aufsatz, worin er den Selbstmord vertheidigte. Oft beklagte er sich gegen Kielmansegge über die engen Gränzen, welche dem menschlichen Verstande gesetzt wären, wenigstens dem seinigen; er konnte äußerst betrübt werden, wenn er davon sprach, was er wissen möchte, was er nicht ergründen könne ꝛc. . . . Mendelssohns Phädon war seine liebste Lektüre; in der Materie vom Selbstmorde war er aber immer mit ihm unzufrieden, wobei zu bemerken ist, daß er denselben auch bei der Gewißheit von der Unsterblichkeit der Seele, die er glaubte, erlaubt hielt. Leibnitzens Werke las er mit großem Fleiße. Als letzthin das Gerücht vom Goué (vgl. oben S. 31) sich verbreitete, glaubte er diesen zwar nicht zum Selbstmorde fähig, stritt aber in thesi eifrig für diesen, wie mir Kielmansegge

*) Doch war er, wie Kielmannsegge, ein freilich nicht besonders thätiges Mitglied des von Goethe in Dichtung und Wahrheit beschriebenen tollen Ritterbundes mit dem Orden des Uebergangs, dessen Seele der wunderliche von Goué.

und viele, die um ihn gewesen, versichert haben. Ein paar Tage vor dem unglücklichen, da die Rede vom Selbstmorde war, sagte er zu [dem Baron von] Schleinitz, es müsse aber doch eine dumme Sache sein, wenn das Erschießen mißlinge." Zu seiner sonstigen trüben und unzufriedenen Stimmung kam noch seine hoffnungslose Liebe zu der liebreizenden Gattin des pfälzischen Geheimsekretärs Herdt*), der höchst eifersüchtiger Natur war. Diese Liebe zerstörte seine in sich zerfallende Seele um so schrecklicher, als er seinen Kummer selbst den besten Freunden verhehlte."

Ueber seine letzten Tage gibt Kestner folgende Auskunft. „Vergangenen Dinstag [den 27. Oktober] kommt er zu Kielmansegge mit einem mißvergnügten Gesichte. Dieser frägt ihn, wie er sich befände. Er: ‚Besser, als mir lieb ist.' Er hat auch den Tag viel von der Liebe gesprochen, welches er sonst nie gethan, und dann von der frankfurter Zeitung [den frankfurter gelehrten Anzeigen], die ihm seit einiger Zeit mehr als sonst gefalle. Nachmittags (Dienstag) ist er bei Sekretär H... gewesen. Bis Abends acht Uhr spielen sie Tarok zusammen. Annchen Brandt war auch da; Jerusalem begleitet diese nach Haus. Im Gehen schlägt Jerusalem oft unmuthsvoll vor die Stirn, und sagt wiederholt: ‚Wer doch erst todt — wer doch erst im Himmel wäre!' Annchen spaßt darüber; er bedingt sich bei ihr im Himmel einen Platz, und beim Abschiednehmen sagt er: ‚Nun, es bleibt dabei, ich bekomme bei Ihnen im Himmel einen Platz.'" Am folgenden Tage, wo ein Festessen (des wetzlarer Ritter-

*) Elisabeth, Tochter des früh verstorbenen mannheimer Hofbildhauers Egell, war seit zwei Jahren verheiratet. Sie zeichnete sich durch Schönheit und Bildungstrieb, besonders durch großes Sprachtalent aus.

ordens?) stattfand, wozu jeder einen Gast mitbringen mußte, führte er den Sekretär Herdt ein, und er zeigte sich bei dieser Gelegenheit außergewöhnlich munter. Nach dem Essen geht er mit Herdt zu dessen Frau, wo er Kaffee trinkt; Herdt läßt ihn, da er zu seinem Gesandten muß, bei seiner Frau allein. „Nachdem der Mann wiederkömmt, bemerkt er an seiner Frau eine außerordentliche Ernsthaftigkeit und bei Jerusalem eine Stille, welche beide ihm sonderbar und bedenklich geschienen, zumal da er sie nach seiner Zurückkunft so sehr verändert findet. Jerusalem geht weg. Sekretär H . . . macht über obiges seine Betrachtungen; er faßt Argwohn, ob etwa in seiner Abwesenheit etwas ihm Nachtheiliges vorgegangen sein möchte; denn er ist sehr argwöhnisch und eifersüchtig. Er stellt sich jedoch ruhig und lustig, und will seine Frau auf die Probe stellen. Er sagt, Jerusalem habe ihn doch oft zum Essen gehabt; was sie meinte, ob sie Jerusalem nicht auch einmal zum Essen bei sich haben wollten? Sie, die Frau, antwortet: Nein! und sie müßten den Umgang mit Jerusalem ganz abbrechen; er finge an sich so zu betragen, daß sie seinen Umgang ganz vermeiden müßte. Und sie hielte sich verbunden, ihm, dem Manne, zu erzählen, was in seiner Abwesenheit vorgegangen sei. Jerusalem habe sich vor ihr auf die Knie geworfen und ihr eine förmliche Liebeserklärung thun wollen: sie sei natürlicher Weise darüber aufgebracht worden, und hätte ihm viele Vorwürfe gemacht &c. &c. Sie verlange nun, daß ihr Mann ihm, dem Jerusalem, das Haus verbieten solle; denn sie könne und wolle nichts weiter von ihm hören noch sehn. ... Abends, als es eben dunkel geworden, kommt Jerusalem nach Garbenheim ins gewöhnliche Gasthaus, frägt, ob niemand oben im Zimmer wäre. Auf

die Antwort Nein, geht er hinauf, kommt bald wieder herunter, geht zum Hofe hinaus, zur linken Hand hin, kehrt nach einer Weile zurück, geht in den Garten; es wird ganz dunkel, er bleibt da lange. Die Wirthin macht ihre Anmerkungen darüber; er kommt wieder heraus, geht bei ihr, alles ohne ein Wort zu sagen und mit heftigen Schritten, vorbei, zum Hofe hinaus, rechts davon springend. ... Nachts ist er um zwei Uhr aufgestanden, hat den Bedienten geweckt, gesagt, er könne nicht schlafen, es sei ihm nicht wohl, läßt einheizen, Thee machen, ist aber doch nachher ganz wohl dem Ansehen nach."

Herdt verbietet ihm am andern Morgen brieflich den Besuch seines Hauses; seine Antwort nimmt er nicht an, da er sich in einen Briefwechsel nicht einlassen könne. Mittags ißt Jerusalem etwas Suppe zu Hause und sendet dann seinen Bedienten mit einem Briefe an seinen Gesandten, worin er ihn um seinen Monatsgehalt bittet. Auch an Kestner gibt er ihm einen Zettel, und da der Bediente diesen nicht antrifft, so trägt er ihm wiederholt die Besorgung desselben auf, nachdem er ihm bemerkt, er habe das Zettelchen der Magd geben sollen, da jeder es lesen dürfe. „Der Bediente hielt sich hierdurch berechtigt, es auch zu lesen", fährt Kestner fort, „liest es und schickt es mir darauf durch einen Buben, der im Hause aufwartet. Ich war inzwischen zu Haus gekommen. Es mochte halb vier Uhr sein, als ich das Billet bekam: ‚Dürfte ich Ew. Wohlgeb. wohl zu einer vorhabenden Reise um Ihre Pistolen gehorsamst ersuchen? — J.' Da ich nun von alle dem vorher Erzählten und von seinen Grundsätzen nichts wußte, indem ich nie besondern Umgang mit ihm gehabt, so hatte ich nicht den mindesten Anstand, ihm die Pistolen sogleich zu schicken."

Der Bediente, dem Jerusalem sagte, er habe alles zur Abreise auf den andern Morgen um sechs Uhr bestellt, mußte die Pistolen beim Büchsenmacher mit Kugeln laden lassen.

„Den ganzen Nachmittag war Jerusalem für sich allein beschäftiget, kramte in seinen Papieren, schrieb, ging, wie die Leute unten im Hause gehört, oft im Zimmer heftig auf und nieder. Er ist auch verschiedenemal ausgegangen, hat seine kleine Schulden bezahlt.“ Den italienischen Sprachmeister, der gegen sieben Uhr sich einstellte, entließ er, da er wieder sehr trübsinnig und über vieles verstimmt sei, wobei er auch die Bemerkung machte, das Beste sei sich aus der Welt zu schicken. „Der Bediente ist zu Jerusalem gekommen, um ihm die Stiefel auszuziehen. Dieser hat aber gesagt, er ginge noch aus, wie er auch wirklich gethan hat, vor das Silberthor [Silhöferthor] auf die starke Weide und sonst auf die Gasse, wo er bei verschiedenen, den Hut tief in die Augen gedrückt, vorbeigerauscht ist, mit schnellen Schritten, ohne jemand anzusehn. Man hat ihn auch um diese Zeit eine ganze Weile an dem Fluß stehn sehn, in einer Stellung, als wenn er sich hineinstürzen wolle (so sagt man). Vor neun Uhr kommt er zu Haus, sagt dem Bedienten, es müsse im Ofen noch etwas nachgelegt werden, weil er so bald nicht zu Bette ginge; auch solle er auf morgen früh sechs Uhr alles zurecht machen, läßt sich auch noch einen Schoppen Wein geben. Der Bediente, um recht früh bei der Hand zu sein, da sein Herr immer sehr akkurat gewesen, legt sich mit den Kleidern ins Bette. Da nun Jerusalem allein war, scheint er alles zu der schrecklichen Handlung vorbereitet zu haben. Er hat seine Briefschaften alle zerrissen und unter den Schreibtisch geworfen, wie ich selbst gesehen. Er hat zwei

Briefe, einen an seine Verwandten, den andern an H . . . geschrieben; man meint, auch einen an den Gesandten Höfler, den dieser vielleicht unterdrückt. Sie haben auf dem Schreibtisch gelegen.“ Der erstere soll folgendes enthalten haben: „Lieber Vater, liebe Mutter, liebe Schwestern und Schwager, verzeihen Sie Ihrem unglücklichen Sohn und Bruder. Gott, Gott segne euch!“ In dem andern Briefe soll er Herdt um Verzeihung gebeten haben, daß er die Ruhe und das Glück seiner Ehe gestört und unter diesem theuren Paar Uneinigkeit gestiftet. Anfangs sei die Neigung gegen seine Frau nur Tugend gewesen, in der Ewigkeit aber hoffe er ihr einen Kuß geben zu dürfen. Der drei Blätter umfassende Brief soll mit den Worten geschlossen haben: „Um ein Uhr. In jenem Leben sehen wir uns wieder.“

„Etwa gegen ein Uhr hat er sich denn über das rechte Auge hinein durch den Kopf geschossen. Man findet die Kugel nirgends. Niemand im Hause hat den Schuß gehört, sondern der Franziskaner Pater Guardian, der auch den Blick vom Pulver gesehen*), weil es aber stille geworden, nicht darauf geachtet hat. Der Bediente hatte die vorige Nacht wenig geschlafen und hat sein Zimmer weit hinten hinaus, wie auch die Leute im Haus, welche unten hinten hinaus schlafen. Es scheint sitzend im Lehnstuhl vor seinem Schreibtisch geschehen zu sein. Der Stuhl hinten im Sitz war blutig, auch die Armlehnen. Darauf ist er vom Stuhle heruntergesunken; auf der Erde war

*) Jerusalem wohnte gerade der Barfüßerkirche gegenüber im dritten Hause des freien Platzes, auf dem man beim Eintritte durch das Silhöferthor kommt; das Zimmer, wo er sich erschoß, befindet sich im linken Erkerzimmer auf dem dritten Stock.

noch viel Blut. Er muß sich auf der Erde in seinem Blute gewälzt haben; erst beim Stuhle war eine große Stelle von Blut; die Weste vorn ist auch blutig; er scheint auf dem Gesichte gelegen zu haben, dann ist er weiter, um den Stuhl herum, nach dem Fenster hin gekommen, wo wieder viel Blut gestanden, und er auf dem Rücken entkräftet gelegen hat. (Er war in völliger Kleidung, gestiefelt, im blauen Rock mit gelber Weste.) Morgens vor sechs Uhr geht der Bediente zu seinem Herrn ins Zimmer, ihn zu wecken; das Licht war ausgebrannt, es war dunkel. Er sieht Jerusalem auf der Erde liegen, bemerkt etwas Nasses, und meint, er möge sich übergeben haben; wird aber die Pistole auf der Erde und darauf Blut gewahr, ruft: ‚Mein Gott, Herr Assessor, was haben Sie angefangen?‘ schüttelt ihn, er gibt keine Antwort und röchelt nur noch. Er läuft zu Medicis und Wundärzten. Sie kommen, es war aber keine Rettung. D. Held erzählt mir, als er zu ihm gekommen, habe er auf der Erde gelegen, der Puls noch geschlagen, doch ohne Hülfe. Die Glieder alle wie gelähmt, weil das Gehirn lädirt, auch herausgetreten gewesen; zum Ueberflusse habe er ihm eine Ader am Arm geöffnet, wobei er ihm den schlaffen Arm halten müssen; das Blut wäre doch noch gelaufen. Er habe nichts als Athem geholt, weil das Blut in der Lunge noch zirkulirt und diese daher noch in Bewegung gewesen. Das Gerücht von dieser Begebenheit verbreitete sich schnell; die ganze Stadt war in Schrecken und Aufruhr. Ich hörte es erst um neun Uhr; meine Pistolen fielen mir ein, und ich weiß nicht, daß ich kurzens so sehr erschrocken bin. Ich zog mich an und ging hin. Er war auf das Bette gelegt, die Stirne bedeckt, sein Gesicht schon wie eines Todten, er rührte kein Glied mehr, nur die Lunge war

noch in Bewegung, und röchelte fürchterlich, bald schwach, bald stärker; man erwartete sein Ende. Von dem Weine hatte er nur ein Glas getrunken. Hin und wieder lagen Bücher und von seinen eigenen schriftlichen Aufsätzen. Emilia Galotti lag auf einem Pult am Fenster aufgeschlagen, daneben ein Manuscript ungefähr fingerdick in Quart, philosophischen Inhalts*); der erste Theil oder Brief war überschrieben von der Freiheit; es war darin von der moralischen Freiheit die Rede. ... Gegen zwölf Uhr starb er. Abends 3/411 Uhr ward er auf dem gewöhnlichen Kirchhof begraben ... in der Stille mit zwölf Laternen und einigen Begleitern; Barbiergesellen haben ihn getragen; das Kreuz ward vorausgetragen**); kein Geistlicher hat ihn begleitet." ***)

Kestners Bericht über Jerusalems Tod hat Goethe fast wörtlich bis auf einzelne Umstellungen, Auslassungen und Veränderungen des Ausdrucks benutzt; nur wird bei ihm gleich nach Albert geschickt, der Amtmann sprengt auf die Schreckensnachricht zur Stadt, küßt, wie auch die ihm nacheilenden ältesten Söhne, unter heißen Thränen den Sterbenden und übernimmt

*) Die von Lessing herausgegebenen philosophischen Aufsätze Jerusalems.

**) Im Kirchenbuch der evangelischen Gemeinde Wetzlar heißt es: „Herr Karl Wilhelm Jerusalem — starb den 30. Oktober 1772 durch einen tödtlichen Schuß. Begraben eodem in der Stille."

***) Nach dem Bericht eines Zeitgenossen bemühte sich der Präsident Graf von Bassenheim für Jerusalems Begräbniß, und setzte es mit Mühe durch, daß er auf einer Ecke des Gottesackers bestattet wurde. Der älteste Sohn der Frau Bamberger in Garbenheim soll zum Sterbebett des seiner Freundlichkeit wegen geliebten Unglücklichen gekommen sein, und unter strömenden Thränen seine Hand ergriffen haben. Kestner bemerkte auch, besonders Frauenzimmer nähmen Antheil an seinem Schicksal, da er gegen diese gefällig gewesen.

die Sorge für die Bestattung. Was Kestner sonst über Jerusalems letzte Lebenstage berichtet, ist von Goethe geschickt verwandt und zu höchster Wirkung erhoben worden. Wenn Jerusalem den festen Entschluß, seinem Leben ein Ende zu machen, erst in dem Augenblicke faßt, als ihm Herdt, nachdem er dessen Gattin durch eine Liebeserklärung in größte Bestürzung gesetzt hat, den Besuch seines Hauses verbot, so wird Goethes Werther durch seine verzweifelnde Leidenschaft, welche sein eigenes und der Geliebten Glück zerstört, und durch die völlige Hoffnungslosigkeit seines Lebens, dem sich kein seines Strebens würdiges Ziel darbietet, zu dem schrecklichen Entschluß gedrängt, der seit seiner Rückkehr zu Lotten immer seine letzte Aussicht gewesen. Den Brief, worin er von Lotten Abschied nimmt, beginnt er vor dem vorletzten Besuche bei Lotten, wo die wild stürmende Leidenschaft ihn gewaltig hinreißt. Albert verbietet ihm nicht den Besuch seines Hauses, sondern Lotte bittet ihn, sich zu mäßigen und nicht vor Weihnachtsabend zurückzukehren. Wie im ersten Buche Wetzlar mit seiner schönen Umgebung vorschwebt, so ist am Anfange des zweiten Wetzlar als Sitz von Gesandtschaften und ärgstem, sich völlig absperrendem Adelstolz gezeichnet. So entnahm Goethe die Farben zur Schilderung zweier ganz verschiedenen Städte demselben Orte. Jerusalems Verdruß in der Gesellschaft beim Präsidenten Graf von Bassenheim ist glücklich benutzt, auch der Brief des Erbprinzen treffend verwandt. Das Jahr 1772 ist beibehalten (auch die Wochentage stimmen genau), nur wird der schreckliche Ausgang zwei Monate später verlegt wegen der glücklich verwandten Beziehung auf den bevorstehenden Weihnachtsabend. Werther selbst ist nicht der nach hellster Erkenntniß strebende philosophische Kopf,

der durch die unserer Einsicht gesetzten Schranken sich bitter gequält fühlt, wie Jerusalem, sondern ein weicher, leidenschaftlicher Gefühlsmensch, dessen eben so zarte wie tiefe Seele sich in die Natur ahnungsvoll versenkt, sich an alles Edle und Schöne inbrünstig anklammert, wie Goethe sein Bild, wozu er die Hauptzüge aus sich selbst geschöpft, bereits im ersten Buch entworfen hatte. So ist denn der von Jerusalem entnommene Stoff mit glücklicher Benutzung aller irgend zum dichterischen Bilde zu verwendenden Züge freischöpferisch umgestaltet und zu reinster Wirksamkeit gesteigert worden. Manche höchst glückliche Eindichtungen finden wir hier nicht weniger als im ersten Buche, wie die Geschichte von dem Bauerburschen und von dem aus Liebe zu Lotten wahnsinnig gewordenen Schreiber, der Besuch beim alten Pfarrer*) und die Narrheit der neumodisch kritischen Frau Pfarrerin, wenn nicht etwa bei diesen etwas Wirkliches zu Grunde liegt, Lottens Pflege ihrer dem Tode nahen Freundin: alle diese verschlingen sich mit Goethes eigenem leidenschaftlichen Seelenkampfe und Jerusalems traurigem Ende zu dem ergreifendsten Gesammtbilde, vor welchem die Mitwelt des jugendlichen Dichters in rührendstem Jammer zerfloß oder in wildem Verzweiflungssturm niederstürzte.

*) Bei der Pfarrerstochter mag dem Dichter seine geliebte Friederike vorschweben, der er manchen trüben Augenblick durch böse Laune verursachte. Auch einzelne andere Züge erinnern an seine sesenheimer Liebe, wie der plötzliche unwiderstehliche Entschluß, nach dem Jagdhaus zu reiten, das im Briefe vom 8. Juli bei Lottens Abfahrt Erwähnte und die Uebersetzung Ossians.

III. Ausführung.

Es ist ein aus ganz falscher Beurtheilung des Wesens der Dichtung entspringendes, damals besonders durch die richardsonschen Romane genährtes Vorurtheil, daß man den Helden eines Dichtwerkes als ein zur Bewunderung und Nachahmung aufgestelltes Muster betrachtet, ein Vorurtheil, das um so wirksamer sein muß, wenn wir eine edle, schöne, mit tiefem Gefühl ausgestattete Seele erschütterndem Unglück zum Opfer fallen sehen. So war es denn keineswegs zu verwundern, daß eine so empfindsame Zeit, wie diejenige, aus welcher Werther sich hervorbildete, in dem „armen Jungen", wie ihn Goethe selbst nannte, einen erhabenen Blutzeugen des Herzens verehrte, sein Ende als eine herrliche Großthat feierte, und den ganzen Roman für die glänzendste Vertheidigung des Selbstmordes hielt, woneben selbst Rousseaus viel bewunderter Brief seines St. Preux in der neuen Heloise (III, 28) bedeutend abfalle. Man verwechselte die hinreißende Glut der Darstellung mit sittlicher Billigung und übersah neben den edlen, liebenswürdigen Eigenschaften, durch welche der Dichter seinen Helden unserm Herzen eben so werth macht, als er Lotten selbst erscheint, die unselige Ueberspannung und die scharf genug hervorgehobene sittliche

Schwäche, welche ihm den Untergang bereiten. Werther ist gerade das mit höchster dichterischer Wahrheit dargestellte Bild eines mit den schönsten Gaben des Geistes und Gemüthes, mit dem edelsten Menschensinne, mit der feurigsten Glut, mit der hinreißendsten Einbildungskraft ausgestatteten Herzens, das an seiner empfindsamen Ueberspannung und seiner Weichheit zu Grunde geht, weil es nur für sich und seinen es ganz erfüllenden ungetrübten Genuß lebt, sich nirgend zu beschränken, zu entsagen, nirgend der Leidenschaft sittliche Kraft entgegenzusetzen, nirgend im Kampfe sich zu bewähren, männlich gefaßt den Bedrängnissen gegenüber Stand zu halten und, wenn auch seine schönsten Träume vor der trüben Wirklichkeit des Lebens zerstieben, im edlen Bewußtsein muthigen Strebens und tapfern Streitens seinen Lohn zu finden weiß. Wenn der Dichter etwas versah, wodurch er dem Mißverständniß leichtern Eingang verschaffte, so lag es in dem kurzen Vorwort, wo er nach der Bemerkung, der Leser werde Werthers Geiste und seinem Charakter Bewunderung und Liebe, seinem Schicksal theilnehmende Thränen nicht versagen können, an die guten Seelen, die eben den Drang wie Werther fühlen, die Aufforderung richtet, Trost aus seinem Leiden zu schöpfen und das Büchlein als Freund sich anzueignen, wenn sie aus Geschick oder eigener Schuld keinen nähern finden könnten, ohne daß er irgend ein Wort der Warnung äußerte. Eine solche Warnung hatte Goethe ursprünglich beabsichtigt; denn in einem uns erhaltenen frühern Entwurf des Vorwortes heißt es: „Schöpfe nicht nur wollüstige Linderung aus seinen Leiden, laß, indem du es liesest, nicht den Hang zu einem unthätigen Mißmuth in dir sich vermehren, sondern ermanne dich, und laß dir dieses Buch einen tröstenden,

warnenden Freund sein, wenn du aus Geschick oder eigener Schuld keinen nähern finden kannst, dem du vertrauen magst und der seine Erfahrungen mit Klugheit und Güte deinem Zustande anzupassen und dich mit oder wider Willen auf den rechten Weg zu leiten weiß." Die spätere Fassung, worin Goethe, um den entschiedenen Zweck der Belehrung nicht hervorzukehren, jede Hindeutung der Warnung aufgab, konnte nur zu leicht zum Mißverständniß führen. Selbst Lessing, der im bittern Unmuth über die vermeinte Verzerrung seines Jerusalem, vielleicht auch über die geschichtlich begründete Erwähnung seiner Emilia Galotti, sich sehr scharf über solche „klein-große, verächtlich-schätzbare Originale" aussprach und einen Augenblick daran dachte, dem Roman eine Posse „der bessere Werther" entgegenzustellen, selbst Lessing meinte, wenn ein so warmes Produkt nicht mehr Unheil als Gutes stiften sollte, müßte es noch eine andere Art Schlußrede haben, ein paar Winke, wie Werther zu einem so abenteuerlichen Charakter gekommen, wie ein anderer Jüngling, dem die Natur eine ähnliche Anlage gegeben, sich dagegen zu bewahren habe, da ein solcher die poetische Schönheit leicht für eine moralische nehmen und glauben dürfte, der müsse gut gewesen sein, der unsere Theilnahme so stark beschäftige. „Also, lieber Goethe, noch ein Kapitelchen zum Schlusse, und je cynischer, desto besser!" Allein der Dichter soll darstellen, nicht belehren und in nüchterner Weise schließlich das sittliche Ergebniß, die Lehre aus der Geschichte ziehen, wie nöthig dies auch für manche schwache, eines geistigen Vormundes bedürftige Seelen scheinen mag. Aber solchen Lesern dürfte auch hiermit wenig geholfen sein, da sie meist sich von der glühend dargestellten Leidenschaft so ergriffen

fühlen, daß sie auf ein warnendes Wort nicht hören; ein cynischer Schluß würde, wie bei so manchen heineschen Gedichten, nur einen verletzenden Eindruck auf alle rein empfindenden Seelen geübt haben.

Werther ist eine durchaus weiche, tief empfindsame, allmitfühlende, leidenschaftlich sich anklammernde und festhaftende Seele, die mit feinstem Gemüthe und edelstem Menschensinne aus der ganzen umgebenden Welt volle frische Nahrung und belebenden Genuß zu schöpfen bestrebt ist und sich verzweifelt unglücklich fühlt, wo sie auf Widerstand stößt oder ihr schöner, die reine Natur als höchstes Evangelium verehrender Sinn verletzt wird. Jede Thätigkeit soll nach ihm nur auf unmittelbaren Genuß, auf Befriedigung der Herzensbedürfnisse gerichtet sein, weshalb er sein Herzchen nach seinem eigenen Ausdruck wie ein krankes Kind hält, dem jeder Wille gestattet wird. Jede Unterordnung ist ihm darum eben so zuwider wie jede Thätigkeit, an welcher das Herz keinen Antheil hat, das ganze Getriebe der gebildeten und sich bildenden Welt, das ganze Streben, sich im Leben fortzubringen, die ganze Sorge für Staat und Haus, durch welche so manche an sich unerquickliche Thätigkeiten bedingt werden, die ihren Lohn eben im Bewußtsein redlichen Strebens und dem durch sie vermittelten eigenen oder allgemeinen Besten finden. Das Zusammenleben im Staate, wo jeder auf seine Weise zum Wohle des Ganzen wirken soll, die höhere Ausbildung der gesammten Menschheit, ja seines eigenen Geistes liegt ihm völlig fern, er hält sich nur an das Nächste, an das, was seinem Herzen behagt, ist stolz auf sein edles Menschengefühl, auf seine stille Beschränkung, gleich Rousseau ein geschworener Feind aller Bildung, welche den Geist erkälte und

alles sittliche Verderben über die Welt gebracht habe, deren Scheinwesen, Trockenheit und tausenderlei Schwächen ihn abstoßen, ohne daß er seine Pflicht erkennte, thätig einzugreifen, sich und andere durch gewissenhafte Anspannung aller ihm verliehenen Anlagen und Fähigkeiten möglichst zu fördern. In einer patriarchalischen, nur stets auf den nächsten, natürlichen Zweck gerichteten Welt würde er sich zufrieden fühlen, und auch dort nur dann, wenn alle seine Herzenswünsche ihre Befriedigung fänden, die Wirklichkeit ihm nie hemmend entgegenträte. Nichts liegt ihm ferner als Kampf und Entsagung, jene sittliche Gewalt, welche die Begierden zu beherrschen und auf den Besitz eines höchst erwünschten Gutes, wenn auch mit schwerem Herzen, zu verzichten, aus dem tiefsten Verlust sich selbst wiederzufinden und muthig gefaßt auf dem zur Bewährung edler That- und Strebekraft uns angewiesenen Wege fortzuwandeln weiß.

Betrachten wir Werther zunächst bis zu dem Augenblick, wo die Liebe zu Lotten ihn gewaltig ergreift, so hat der Dichter es vortrefflich verstanden, uns den Charakter seines leidenden Helden und die ganze Lage seiner Seele lebhaft vorzuführen. Wir hören zunächst, wie Werther sich am Orte heimisch fühlt. Gleich der erste Brief vom 4. Mai*) verräth uns, mit wie geringer Befriedigung er das Leben betrachtet; er gesteht sich selbst, daß er bisher immer das bißchen Uebel, welches uns das Schicksal vorlege, selbstquälerisch wiedergekäut und so durch die Erinnerung an die trübe Vergangenheit sich die Gegenwart verkümmert habe. Eben ist er pein-

*) Goethe kam erst Mitte Mai nach Wetzlar.

lichen Verhältnissen entflohen, da er sich den leidenschaftlichen Ausbrüchen der armen, gutmüthigen Leonore, die ihm weniger als ihre Schwester gefiel, entziehen mußte. Er hat die Mutter und seinen von ihm unzertrennlichen Freund Wilhelm verlassen, um zunächst eine Familienangelegenheit zu besorgen und nach dem Wunsche der erstern bei einem Gesandten einzutreten, aber durch den Ort, wo er eben jene Angelegenheit zu betreiben hat, fühlt er sich wunderbar gefesselt; mit dem jugendlichen Lenz ist sein Herz in dieser paradiesischen Umgebung wieder frisch aufgelebt. Wie er im ersten Theile des Briefes uns das, was ihn von Hause weggetrieben, und das ihm aufgetragene Geschäft andeutet — und schon hier tritt neben der schwermüthigen Weltanschauung seine Gutmüthigkeit bezeichnend hervor —, so schildert der zweite Theil kurz den wonnigen, wunderbar auf seine Seele wirkenden Reiz der Gegend und den schon zu seinem Lieblingsplatz erkorenen herrlich gelegenen Garten des Grafen M***, dessen Andenken seine weiche Seele in dem schon verfallenen Kabinetchen manche Thräne gezollt*); hatte auch diesen ja ein gleich fühlendes Herz belebt, das hier, wie es auch Werthers innigste Lust ist, seiner selbst genießen wollte. Dieser Garten wird später für ihn so bedeutend. Wie er unter der Herrlichkeit dieser unaussprechlichen Natur fast erliegt, so daß er sich nicht im Stande fühlt, sich seiner sonst so lieben und gefälligen Zeichenkunst hinzugeben, dies verkündet uns der zweite Brief (vom 10.), und wie sehr er Recht hat mit der Behauptung, dennoch sei er nie ein größerer

---

*) Es mag hierbei der im Dickicht versteckte Pavillon in der Heloise vorschweben, Juliens „Elysium“, das auch der Lieblingsplatz von St. Preux wird.

Maler gewesen*), zeigt die unmittelbar darauf folgende unübertreffliche Schilderung, die mit der entsprechenden im Briefe vom 18. August, wie Jean Paul sagt, als ein Doppelstern und Doppelchor durch alle Zeiten glänzen und klingen wird. Die schwärmerische religiöse Stimmung, die überall den Allmächtigen, den Alliebenden ahnt, tritt gleichfalls hervor.

Schon zwei Tage später hat er einen andern wunderlieblichen Punkt gefunden, den Brunnen gleich vor dem Orte, an welchen seine Seele so festgebannt ist, wie im bekannten Volksbuch Melusina mit ihren beiden Schwestern an den Durstbrunnen. Hatte ihn bisher bloß die von anmuthigem Leben prangende Natur erfreut, so ziehen ihn an diesem kühl schauerlichen Orte auch die Menschen an, welche sich hier einfinden und ihn lebhaft in die patriarchalische Urwelt hineinversetzen, der seine ganze Seele sich zuneigt. Von der die Welt überwuchernden und verkümmernden Bildung mag Werther gerade in diesem Augenblick am wenigsten hören. Deshalb erwiedert er am 13. seinem Freunde, der wohl weiß, wie sehr eine von seinen Träumereien ihn abziehende Thätigkeit seinem Geiste Noth thue, auf die Frage, ob er ihm seine Bücher schicken solle, ängstlich abwehrend; mit diesen möge er ihm nur vom Halse bleiben**), da sie seinem Herzen zuwider sind, das nichts von

---

*) Berühmt war die Aeußerung des Malers in Lessings Emilia Galotti, Raphael sei das größte malerische Genie gewesen, wäre er auch ohne Hände geboren worden.

**) Auch Rousseau's St. Preux haßt die Bücher, nur zwei Bücher studirt er, die Natur und das Menschenherz, doch liebt er die italienischen Dichter und Plutarchs zu großen Thaten antreibende Lebensbeschreibungen. Werther liebt Klopstock, aber jetzt ist sein einziges Buch, das seine Seele beruhigt, Homer, und

verständiger Lehre wissen, nur sich und seinen Trieben leben will. Sahen wir bisher unsern Werther nur in süßer Schwärmerei sich wiegen, so verräth er uns hier, wie sein Herz auch oft gewaltig aufbraust und in leidenschaftlicher Glut stürmt, wodurch die folgende Entwicklung einer seine ganze Seele schrankenlos hinreißenden Leidenschaft gleichsam vorgedeutet wird. Dieser Brief vom 13. ist auch deshalb von höchster Wichtigkeit, weil sich hier die verderbliche Schwäche, der Werther zum Opfer fallen muß, auf das deutlichste ausspricht. Das Herz treibt ihn willenlos hin und her, und er verzieht es immer mehr, da er seinen leidenschaftlichen Trieben nicht die Kraft ruhiger Besonnenheit entgegensetzt. Wenn auch in dieser wunderherrlichen Umgebung sein Herz oft aufbraust, sein Blut sich empört, so ist es das Gefühl der dem Menschen gesetzten Schranken, welches ihn so gewaltig aufregt, doch wird er durch das Bild reiner Menschheit, welches in Homers Dichtungen ihm entgegenlächelt, sanft beruhigt.

Die drei weitern Briefe schildern uns die Bekanntschaften, welche er hier zunächst macht, wodurch denn das Bild des nur auf reine Natur gestellten Jünglings sich immer lebendiger gestaltet. Das Volk und die Kinder, aus welchen die reine Natur noch am unverfälschtesten spricht, ziehen ihn vor allen an; das gewöhnliche Vorurtheil, das eine Scheidewand zwischen den Ständen aufrichtet und verächtlich auf den Pöbel herabschaut, ist ihm zuwider, der Uebermuth, der mit dem Volke

zwar die Odyssee, woneben nur einmal Ossian erwähnt wird. Theokrit und Pindar, von denen Goethe selbst besonders in Wetzlar erfüllt war, sind seinem Werther fremd, dessen Seele zu patriarchalischen Zuständen und stiller Beruhigung des Herzens hinneigt.

spottet, nicht weniger verhaßt*); gern erzeigt er sich allen freundlich, wie er denn keinen Anstand nimmt, dem verwunderten jungen Dienstmädchen das Gefäß „auf den Kopf zu helfen".**) Auch mit den gewöhnlichen Menschen weiß er sich zurechtzufinden; seine herzliche Gutmüthigkeit schließt manche an ihn, und er trägt gern zu ihrer Freude bei, betheiligt sich an ihren Vergnügungen.***) Und doch fühlt er sich unter ihnen so einsam, da sie für die höhern, unserer Seele eingeprägten Forderungen keinen Sinn haben, an die er bei den rein auf die Natur gestellten Kindern und dem Volk gar nicht erinnert wird, wogegen er sie bei dieser auf eine gewisse Bildung Anspruch machenden Mittelklasse schmerzlich vermißt. Diese Einsamkeit seiner Seele ruft ihm das Andenken an eine ältere Freundin seiner Jugend zurück, welche seinem Herzen die reichste, vollste Entwicklung, die höchste Befriedigung gewährte, da im lebendigen Austausche mit dieser großen Seele alle seine Kräfte frische Nahrung, lebhafte Stärkung, innigsten Genuß fanden.†) „Ach, daß ich sie je gekannt habe!" Auch dieses Glück wird ihm

---

*) Hier steht Flüchtling, wie Flatterer, zur Bezeichnung leichtfertiger Menschen.

**) Statt „O nein, Herr!" las man seit 1779 „O mein Herr!" — Seit der wohlfeilen vierbändigen Ausgabe fehlte kurz vorher stieg vor hinunter. — Zweifelhaft ist, ob in der ersten Ausgabe der Werke absichtlich am Anfange des Briefes die Worte: „Eine traurige Bemerkung hab' ich gemacht" nach dem ersten Satze fehlen.

***) Es wird hierdurch die folgende Erzählung vorbereitet, wie er zu jenem Balle auf dem Jagdhause gekommen.

†) Noch in seinem letzten Briefe gedenkt er dieser Freundin, die seiner hülflosen Jugend alles gewesen, neben deren Grab er sich besinnungslos hingestürzt habe. Man könnte hierbei zum Theil an Fräulein von Klettenberg, die schöne Seele aus Wilhelm Meisters Lehrjahren, denken, doch hatte er den Tod

jetzt zur Qual. Noch zweier besondern Bekanntschaften gedenkt Werther, von denen die des Amtmanns hier als erste Hindeutung auf Lotten ihre Stelle findet, die andere, die eines von den Universitäten heimgekehrten jungen Mannes, der sich mit dem Studium der Kunst beschäftigt hat*), seine Abneigung gegen alle Kunstregeln und alles gelehrte Kunstgewäsch zum Ausbruch bringt. Auch gedenkt er kurz einiger anspruchsvollen Narren, von denen er sich voll Widerwillen abgewendet habe. Im Briefe vom 22. erhält die trübselige Unbefriedigung, womit er das Leben betrachtet, ihre weitere Ausführung: das, worin die meisten ihr Lebensglück finden, genügt ihm nicht; die höhern Anforderungen und Triebe seiner Seele möchte er so gern verwirklichen, aber drückend empfindet er die dem Menschen gesetzten Schranken, und so will er sich begnügen, das zu genießen, was sein Herz in reiner, tiefer Empfindung ihm zu gewähren vermag, doch sein Geist fühlt sich frei, und im innersten Herzen

---

dieser kränklichen Freundin erst neun Monate nach Vollendung des Werther zu beweinen. Seltsam hat man gemeint, schon vor ihrem Tode habe er ihr ein Denkmal gesetzt. Aber auch an die Hofdame Roussillon ist nicht zu denken, höchstens könnte der Schmerz vorschweben, den er bei ihrer Bestattung, bei dem Geräusch der Seile und dem Hinunterschollern der Erde, empfand.

*) Unter den von diesem gelesenen Werken nennt Werther Ramlers vielverbreitete Einleitung in die schönen Wissenschaften nach Batteux, Woods damals großes Aufsehen machende Schrift über das Originalgenie des Homer, die Werke von Roger de Piles († 1709), wie sein Leben der Maler, sein Abriß der Malerkunst und andere auf Malerei und Bildhauerei bezügliche Arbeiten, Winckelmanns Kunstgeschichte und Abhandlungen, endlich Sulzers allgemeine Theorie der schönen Künste, deren erster Band 1771 erschien. — Heyne in Göttingen war der erste, der (seit 1767) regelmäßig Vorlesungen über Archäologie der Kunst als Einleitung in das Studium des Alterthums hielt und vom „Studium der Antike“ sprach.

ruht ihm die Aussicht, sollte er diese Einengung nicht länger zu dulden vermögen, durch freie Willensbestimmung seinen Kerker sprengen zu können. Die platonische Vorstellung, daß der Körper ein Kerker sei, war damals weit verbreitet und sehr beliebt. So tritt schon hier der Gedanke an den Selbstmord bezeichnend hervor.

Unmittelbar darauf, am 26., sehen wir Werther einen für seine zur Einsamkeit hinneigende, stille Naturschönheit schwärmerisch verehrende Seele wie geschaffenen Ort in seinem Wahlheim finden, wohin er jetzt so oft wandert, wo er sich bald ganz heimisch fühlt.*) Wie sehr er die sich selbst überlassene Natur über alle Regeln setze, spricht sich bei Gelegenheit einer hier entworfenen Zeichnung aus, wobei er auch schon, wie vorahnend, der Liebe als einer die ganze Seele erfüllenden Macht gedenkt, die, gleich dem Genie, sich keine Schranken setzen lasse. Darüber vergißt er, seinem Freunde zu erzählen, was er im Briefe vom folgenden Tage nachträgt, wie wunderbar die junge Frau auf ihn gewirkt, die am Abend zu ihren zurückgelassenen Kindern zurückkehrte.**) Diese stille, gelassene

*) Bei dem Anfange „Du kennst" kann man sich des ersten Briefes von Rousseaus Julie an Claire erinnern: „Du kennst meine Abneigung gegen die Stadt, meine Neigung für das Land und die ländlichen Arbeiten." Jedenfalls ist es keine bewußte Nachbildung. Wenn Goethe bei der Erwähnung Wahlheims in einer der wenigen Anmerkungen sagt, man habe die im Original befindlichen wahren Namen umgeändert, so bemerkt schon Rousseau ähnlich, die Topographie sei an manchen Stellen stark verändert, ein andermal, es fänden sich Verschiebungen der Oertlichkeiten und Irrthümer in der Topographie, habe nun der Verfasser sich nicht mehr recht erinnert oder die Leser irre führen wollen.

**) Der Name des ältern Knaben Philips, verkürzt Lips, ist Verkleinerungsform von Philipp, wie Hans von Johann, Heinz (Heinrich), Kunz (Konrad), Götz (Gottfried).

Ruhe des guten Weibes, welches sich von einem Tage zum andern durchhilft, ohne irgend Ansprüche zu erheben, welch einen Gegensatz bildet sie zu seinem stürmisch bewegten, nie zu dauernder Ruhe gelangenden, stets unbefriedigt hin und her schwankenden Wesen! Dieselbe fast andächtige Verehrung reiner, inniger Natur, die Werther hier bekundet, spricht sich noch ergreifender in der bei der spätern Bearbeitung hier in einem Briefe vom 30. eingefügten*) Szene mit dem Bauerburschen aus, in dessen Erzählung die dringende Begier und das heiße sehnliche Verlangen der Liebe sich ihm in einer Reinheit zeigt, die er bisher sich nie gedacht oder auch nur geträumt hatte.**) Freilich bedurfte es hierzu Werthers unendlich empfindsamer, bei der leisesten Berührung voll anklingender Seele.

Diente alles Bisherige nur zur Einleitung, zur Darstellung der Gemüthsstimmung Werthers und zur Schilderung der Oertlichkeit, so tritt jetzt mit Allgewalt die Leidenschaft zu einem Mädchen hervor, welches, durch herzliche Gutmüthigkeit und tiefes Gefühl ihm innig verwandt, gerade das besitzt, was ihm mangelt, besonnene Ruhe, frische, heitere Thätigkeit und entschlossene Festigkeit, zu schönstem Einklang verbunden. Wie mußte seine ganze Seele diesem holden Wesen entgegenschlagen, das er zuerst in sorglicher Häuslichkeit Liebe und heitern Frieden um sich verbreiten sah, das in edler, reiner,

---

*) Sie wird glücklich eingeleitet durch die Beziehung auf das im Briefe vom 26. über die Malerei Gesagte, daß es bloß auf den malerischen Blick ankomme, der die Natur schaue. An die Aeußerung im Briefe vom 10. ist hier nicht zu denken.

**) Das himmlische (statt heimliche) Feuer war ein lang fortgeschleppter Druckfehler der vierbändigen Ausgabe.

von Schwärmerei und Nüchternheit gleich ferner Gemüthlichkeit sich seelenvoll aussprach, endlich durch jugendliche frische Munterkeit und Lust, ein natürlich freies, selbstbewußtes und doch nie die Schranke weiblicher Scheu überschreitendes Betragen ihn anzog. Das Spiel mit den Ohrfeigen, das Kestner so verletzte, weil Lotte dessen unfähig gewesen, und die Empfindsamkeit, mit welcher diese für Werther so ergreifend an Klopstocks Frühlingsfeier erinnert, erklären sich genügend aus der Zeit, welcher solche Spiele auch unter Erwachsenen keineswegs unpassend schienen und die viel weniger fein, aber weit thränenweicher, kußreicher und empfindungsglüher war als wir.*) Die wundervolle Erscheinung, deren voller Glanz ihm am folgenden Tage bei dem freundlich bewilligten Besuche strahlend aufgeht, verschlingt sein ganzes Wesen, so daß es ihn unwiderstehlich zu ihr hinzieht, er selbst in dem Augenblick, wo er seinem Freunde von ihr schreiben will, sich getrieben fühlt, die Feder niederzuwerfen und zu dem jenseit Wahlheim gelegenen Jagdhause hinzureiten, wo die Geliebte thront. Seit dem Augenblick, wo ihr Bild in seine träumerisch schmachtende Seele gefallen, kennt er nicht mehr Zeit noch Welt, fühlt er nur in und mit ihr.**) Die Stadt vermag ihn jetzt nicht mehr zu

---

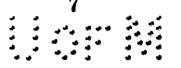
*) Goethe unterdrückt hier Lottens Aeußerungen über einige Dichter, wie Rousseau ganze Briefe. — Die von Lotten erwähnte Miß Jenny ist die Heldin des Romans Miß Fanny von Hermes, dessen zweite Ausgabe 1769 erschien. Unter den neben Goldsmiths Landpriester nicht namentlich angeführten vaterländischen Schriftstellern hat man zunächst an Hermes, dann aber auch an Frau von Laroche zu denken, deren Geschichte des Fräuleins von Sternheim 1771 erschien. — Vorher steht einmal nach älterm Gebrauche „mit leichtfertigem (statt leichtem) Lächeln".

**) Jetzt zum erstenmal redet er den Freund mit seinem Vornamen Wilhelm an.

halten, er lebt nur in Wahlheim, wo er sich ganz glücklich fühlt, da er die Züge patriarchalischer Sitte so schön in seine Lebensart verweben, so lebhaft der Schilderungen der Odyssee gedenken kann, und in dem eine halbe Stunde entfernten, für ihn alles dem Menschen verliehene Glück umschließenden Jagdhause, wo er sich völlig hingeben, mit den Kindern, welche seinem Herzen von allen am nächsten liegen, sich spielend, neckend und lärmend herumtummeln kann. Sieht er ja in diesen lieben Geschöpfen die reine, unverdorbene Natur mit den lebendigen Keimen aller Kräfte und Tugenden, das unentweihte Menschenbild, das ihm hoch über aller eingebildeten Weisheit, über allem anmaßlichen Verstande, aller vertrockneten Lebensklugheit steht. Von Zucht und Bildung dieser glücklichen Naturgeschöpfe will sein nur auf reine Naturwahrheit und Befriedigung aller Triebe gerichteter Sinn nichts wissen, ganz in Rousseaus Geist, der in der Bildung das immer weiter um sich greifende Verderben der Menschheit erkannte. Doch die Kinder in dessen Heloise sind alle artig erzogen, ja altklug, ganz anders wie Lottens sich lustig taumelnde Brüder.*)

Dieses volle Glück, wie es „Gott seinen Heiligen aufspart", dauert nicht lange, da der Zweifel an Lottens Liebe ihn bitter quält. So verräth er schon am 1. Juli dem Freunde, sein eigenes armes Herz sei übler dran als manches, das auf dem Siechbette verschmachte. Zwar weiß er, daß Lotte die Verlobte eines andern ist, aber das kümmert ihn jetzt nicht, er dürstet nur nach der Gewißheit ihrer Liebe. Sein sehnendes Herz ist weicher und empfindlicher als je für Lottens reizende

*) Der Brief vom 29. Juni sollte mehrere Tage früher datirt sein, da der im folgenden Brief erwähnte Besuch der vorigen Woche vor den 29. fällt.



Liebenswürdigkeit gestimmt, wie sich dies bei dem Besuche zeigt, den er mit dem geliebten Mädchen bei dem alten Pfarrer auf einem Oertchen eine Stunde seitwärts im Gebirge macht.*) Lotte kommt darauf einige Zeit zur Stadt, um einer sterbenden Freundin beizustehn, wodurch sie in Werthers verehrender Liebe immer höher steigt, so daß er bei der unbedeutendsten Veranlassung in schwärmerischer Verehrung vor dem holden Geschöpfe, das überall, wo sie hinsieht, Schmerzen lindert und Glückliche macht, sich wie vor einem Propheten niederwerfen möchte.**) Die immer sehnsüchtigere Leidenschaft prägt sich in der eifersüchtigen Gier aus, womit er nach einem Blicke Lottens geizt, die zur Rückfahrt von Wahlheim in den Wagen gestiegen, wohin er selbst mit andern jungen Leuten zu Fuß gegangen***), wie auch in der heiligen Scheu, von ihr in Gesellschaft zu reden

*) Die Szene ist nichts weniger als eine bloße Episode; auch kommt Werther in seiner Verzweiflung an den Ort zurück. Die Schilderung ist von großer Anschaulichkeit und ergreifender Natürlichkeit. Der Ort wird bloß durch den Anfangsbuchstaben bezeichnet. Nur der Vorname der Tochter des Pfarrers und der Name ihres Liebhabers werden angegeben, letzterer ohne Noth. Erstere heißt: „Eine rasche, wohlgewachsene Brünette, die einen die Kurzeit auf dem Lande wohl unterhalten hätte.“ Seit der zweiten Ausgabe las man den Druckfehler die kurze Zeit. — Die Note über Lavaters treffliche Predigt hätte man gern entbehrt; wenigstens hätte sie, wie früher das Lob Klopstocks, in den Text eingewebt sein sollen. Aber auch Rousseau hat solche Noten.

**) Hier wird zum erstenmal gelegentlich Ossians als eines schwärmerisch von ihm verehrten Dichters gedacht, während früher Homer als der stille Beruhiger seiner Seele genannt wird, der auch noch jetzt bei ihm entschieden überwiegt.

***) „Was man ein Kind ist!“ schreibt Goethe auch einmal an Lotten; es war stehende Redensart. Seine Verehrung der Kinder steht damit nicht in Widerspruch. Sonderbar treten hier die Namen der jungen Leute hervor, mit denen die einsteigenden Frauenzimmer sich unterhalten, „der junge W. „ Selstadt und Audran“ (der letztere Name findet sich in Straßburg), wobei auffällt, daß der



oder sich irgend über ihre Vorzüge zu äußern, und in dem sich ganz in der Geliebten Seele versenkenden Mitgefühl, womit er für das Leben ihrer sterbenden Freundin betet, wie ungewohnt ihm auch sonst, wie dem Dichter selbst, das Beten ist; duldet er ja bei dem Leiden derselben mit Lotten, die er nur selten bei seiner Freundin Mariane antrifft.*)

Da glaubt er (schon beim Spaziergange, dessen er am 8. erwähnt, schien es ihm, aber er wagte es Wilhelm noch nicht auszusprechen) in Lottens schwarzen Augen, die er lange darauf angesehen hat, den unzweideutigen Ausdruck ihrer Theilnahme, ihrer Liebe zu lesen, wodurch sein ganzes Wesen in seiner eigenen Schätzung gehoben wird, so daß der liebenswürdige Schwärmer sich selbst anbetet. Allein der Gedanke an ihren Bräutigam, von dem sie oft mit solcher warmen Liebe spricht, quält ihn bitter. Sein Herz fühlt, daß er ihre innige Neigung zu jenem nicht mindern dürfe noch könne, woher ihre Vertraulichkeiten, die er sich nicht im vollsten Maße zueignen darf, ihm peinigend sein müssen;**) er selbst gibt sich das heilige Wort, ihr Vertrauen nie zu mißbrauchen***), und doch fühlt

---

eine nicht ausgeschrieben ist. Aehnlich wie Werther klagt Goethe in einem Liede an Friederiken, sie habe beim Abschied ihre holden Blicke immer von ihm abgewandt.

*) Die im Briefe vom 11. Juli gemeinte Freundin kann nur Mariane sein, mit welcher er in Begleitung Lottens nach dem Briefe vom 6. Juli spazieren geht. Das eben dort genannte Malchen ist Lottens Schwesterchen. „Sophien und Amalchen ein paar Mäulchen von mir!" schreibt Goethe an Lottens ältesten Bruder Hans. Bei Marianen schwebt vielleicht Lottens Freundin Anna Brandt vor. — Der Prophet ist Elias (1 Könige 17, 14—16).

**) Auch St. Preux ruft aus: Les cruelles familiarités!

***) Aehnlich sagt St. Preux: „O wenn je der Liebende sich vor dir vergißt!" „Was ich? sollte diesen lieben Frieden stören! — Ich könnte so schwach sein?" — Bezeichnend ist es, daß Werther den Gedanken gar nicht auszusprechen wagt.

er, wie schwer, ja unmöglich ihm die Entsagung fallen, wie verderblich ihm sein Herz werden wird. Freilich glaubt er, alle Begier nach ihr zu unterdrücken, und doch ist er in ihrer Gegenwart so wundervoll ergriffen, so gepeinigt, verworren und trüb, es ist ihm oft so, daß er sich eine Kugel vor den Kopf schießen möchte*), aber Lotte weiß ihn durch ihr Leiblied, das sie mit der Kraft eines Engels**) auf dem Klaviere spielt, augenblicklich zu erheitern.***) Die Geliebte war indessen aus der Stadt nach dem Jagdhause zurückgekehrt, wovon uns die nur sprungweise die Hauptentwicklungen von Werthers Seelenleben darstellenden Briefe eben so wenig berichten als vom endlich erfolgten Tode der Freundin. Lottens Rückkehr scheint zwischen den 13. und 16. Juli zu fallen.

Wie unwiderstehlich Lotte den Freund nach sich zieht, deren holde Gegenwart zu entbehren ihm zur Unmöglichkeit geworden, zeigen die Briefe vom 18. und 19. Juli.†)

Man erwartet hier nach „diesem Himmel" Gedankenstrich, da dazu ein anderes Zeitwort (etwa stören), als zum folgenden „dieses Vertrauen" gedacht wird.

*) Schon im Schlusse des Briefes vom 1.: „O du Engel! um deinetwillen muß ich leben!" könnte man eine Hindeutung sehen, daß ihm oft Selbstmordgedanken kommen.

) Die Bezeichnung Engel hat sich ihm schon früher aufgedrängt, wie sich sich ja auch in den Briefen an Kestner findet, obgleich er, als das Wort sich zuerst in die Feder drängt, schreibt: „Pfui, das sagt jeder von der Seinigen." Vgl. die Erläuterungen zu den lyrischen Gedichten II, 96. Einmal nennt Werther sie „Engel des Himmels", meist „Lotte", „liebe Lotte", „liebe Frau". Rousseau hat mon ange, ange du ciel, âme céleste, divine Julie.

***) Bei „der alten Zauberkraft der Musik" (früher „der Zauberkraft der alten Musik") ist an die Sagen von Orpheus und Amphion zu denken.

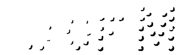
†) Der im erstern erwähnte bononische (bologneser) Stein ist ein seines Leuchtens wegen schon seit dem 17. Jahrhundert bewunderter strahliger Schwerspath. Vgl. Goethes Brief aus Bologna vom 20. Oktober 1786.



Wie vermöchte er in diesem Augenblick der Aufforderung der Mutter Folge zu leisten, dem Gesandten sich anzuschließen und in ein thätiges Leben überzugehn! Scheint ihm ja jedes Streben nach Geld oder Ehre, oder was sonst den Menschen außer seiner hinreißenden Leidenschaft anziehen kann, rein thöricht; nur die Befriedigung des eigenen Herzensdranges dünkt ihm der Anstrengung werth, und wer nach dieser strebt, hat sich die beste Thätigkeit erwählt.*) Eben so wenig hilft die Anmahnung des Freundes, sich nicht träumerischem Brüten hinzugeben, sondern das früher mit solcher Liebe betriebene Zeichnen fleißig fortzusetzen: denn vor seiner unendlich bewegten, von feinster Empfindung durchdrungenen Seele schwankt und schwimmt alles in so nebelhafter Gestalt, daß er keinen klaren Umriß zu erfassen vermag; nur einer festen Masse, meint er, könnte seine leidenschaftliche Glut lebensvolle Gestalt verleihen, und doch merkt er nur zu bald, daß auch hierbei nichts weniger als ein naturgemäßes Abbild ihm gelingen würde. Wenns länger mit ihm währt, so will er Thon nehmen zum Kneten — „und solltens Kuchen werden", fügt er kleinmüthig hinzu. So halfen die Anmahnungen so wenig, daß sie ihm vielmehr die unbezwingliche Gewalt der ihn fesselnden Leidenschaft lebendiger vors Bewußtsein bringen.

Wie herzlich es ihn freut, für Lotten irgend einen Auftrag auszuführen, gesteht er dieser selbst in den später eingeschobenen

*) Goethe selbst schreibt an Kestner den 25. Dezember 1773 in Bezug auf sein eigenes, vom Freunde gewünschtes Eintreten in fremde Dienste: „Die Talente und Kräfte, die ich habe, brauch' ich für mich selbst gar zu sehr. Ich bin von jeher gewohnt, nur nach meinem Instinkt zu handeln, und damit könnte keinem Fürsten gedient sein. Und dann — bis ich politische Subordination lernte!"



Zeilen vom 25. (wie wohl statt 26. zu lesen) Juli; kann er ja keinen Brief von ihr lesen, ohne ihn herzlich zu küssen. Es ist dieses im ersten Buch der einzige nicht an Freund Wilhelm gerichtete Brief, der als solcher störend, auch sonst nicht besonders bedeutsam ist.

Je näher die erwartete Rückkunft Alberts rückt, um so peinlicher wird es Werther, der die Nothwendigkeit empfindet, seiner leidenschaftlichen Liebe zu Lotten zu entsagen, und so will er denn versuchen, seine Neigung zu bezähmen, und deshalb die Geliebte vorab nicht mehr so oft sehn. Aber sein ernstlicher Vorsatz, morgen einmal vom Jagdhause wegzubleiben, wird jeden Tag gebrochen, da die Trugrednerei der Leidenschaft ihm jedesmal Bestimmungsgründe an die Hand gibt, weshalb er heute doch hinaus müsse, und so wird er, was er wohl fühlt, unwiderstehlich zu seinem Verderben nach ihr hingetrieben, wie das unglückliche Schiff des Märchens zum Magnetberge.*) Da erscheint endlich Albert selbst, und sofort steht der Gedanke in ihm fest, er müsse weggehn, da es ihm unerträglich ist, einen andern im Besitze so vieler Vollkommenheit zu sehn.**) Und doch will ihm darüber das Herz brechen, so daß er verzweiflungsvoll in den Wäldern umherrennt und durch sein wild ausgelassenes, verworrenes Wesen Lotten in schreckliche Angst versetzt. Freilich konnte er dies

*) Die Sage vom Scheitern der Schiffe an einem Magnetberge ist weit verbreitet; so findet sie sich in tausend und einer Nacht, in mittelalterlichen französischen Romanen, in unserer Gudrun und im Volksbuche von Herzog Ernst.

**) Früher stand „Erzählt die Sache an sich", wofür später Erzähl eintrat. Die Mehrheit ist aus der volksthümlichen Anrede genommen. — Nach „über mein Elend" waren seit dem verhängnißvollen Himburgschen Nachdruck die Worte „und spottete" ausgefallen.



alles, wie es gekommen ist, kommen mußte, voraussehn, aber sein schwaches Herz vermochte nicht einer schmeichelnden Leidenschaft zu widerstehn, von der er sich unbekümmert um die Zukunft liebeselig schaukeln ließ. Sein Freund Wilhelm hat gut reden, er solle entweder seine Ansprüche auf Lotten durchsetzen oder kurzweg einer Empfindung entsagen, die ihn ganz aufzehren werde. Freilich ist es eine Krankheit, die ihm alle Kraft raubt, aber damit auch die Kraft, seinem einzigen Glücke, der Liebe, zu entsagen! Freilich kommt ihm selbst oft der Gedanke, er müsse und könne das seine Seele drückende Joch muthig abschütteln, aber nur zu bald fühlt er, daß er fern von der Geliebten nicht zu leben vermöge.

Immer mehr versinkt er in düstere Schwermuth, da er keine Rettung aus diesem trostlosen Zustande sieht, worin ihn der holde aus Lottens Blick und Wesen ihm entgegenstrahlende Reiz gefesselt hält, wie schmerzlich er ihn auch an seinen Verlust mahnt. In diesem Zustand greift er zu seinem Tagebuch, das er die letzte trostlose Zeit über vernachlässigt hat, aber leider zeigt ihm dieses, daß er, obgleich er vorhergesehen, wie alles kommen würde, er sich doch der Leidenschaft sorglos überlassen, und so vermag er auch jetzt nicht, zu demjenigen zu greifen, was Noth thut.*)

Albert selbst vertraut ihm, wie wir am 10. August hören, auf die liebenswürdigste Weise, nicht der geringste Schatten von Eifersucht fällt in seine Seele: aber gerade die volle Ein-

*) Der betreffende Brief, vom 8. August Abends, ein Zusatz der neuen Bearbeitung, dürfte wenig an der Stelle sein; schon die Führung eines erst jetzt vernachlässigten Tagebuches muß an dem so leidenschaftlich sich ergehenden, träumerisch genießenden Werther auffallen.

sicht in das Glück, welches Albert in Lottens Besitz genießen soll, Alberts gemüthliche Hervorhebung aller ihrer Tugenden*) schneidet tief in sein Herz, das zu gutmüthig ist, um ein so wonniges, ihm selbst versagtes Glück zu stören. Auch er hat diese unendliche Liebenswürdigkeit tief empfunden, aber ihm soll sie nicht erblühen: alle diese Reize haben sich auch vor ihm entfaltet, aber er muß ihnen entsagen, wie er in unbewußter sinnbildlicher Beziehung die während Alberts seliger Schilderung der Geliebten gepflückten Blumen in den vorüberfließenden Strom wirft und tief bewegt ihnen nachschaut. Aehnlich ist die Klage in Schillers „Jüngling am Bache". Daß Albert bald zu seinem Ziele komme und Lotten heimführen werde, gesteht er Wilhelm. Kestner hoffte auf eine Anstellung in Hannover. Dem Dichter war es passender, daß Albert am Platze bleibe.

Dem peinlichen Zustande sich zu entreißen und zu versuchen, ob er Lotten entbehren könne, entschließt er sich zu einer Reise ins Gebirge; daß er aber zu gleicher Zeit den andern Ausweg im Auge behält, durch einen Pistolenschuß alle Qual zu enden, ergibt sich aus dem Gespräche mit Albert bei Gelegenheit der von diesem zur Reise geliehenen Pistolen.**) Werther, der Lobpreiser der Leidenschaft, vertheidigt den Selbstmord als letzte Zuflucht der Natur, wenn sie das Leiden nicht länger zu tragen vermöge, wenn sie keinen Ausweg aus dem Irrsale der verworrenen und widersprechenden Kräfte finde; er ist ihm ein eben so nothwendiger Ausgang

*) Wie die Mutter auf dem Todesbette Lotten ihr Haus und diese selbst Albert empfohlen, ist von der wirklichen Lotte hergenommen.

**) In den Worten „Das ist ganz was anders" fehlte seit der vierbändigen Ausgabe das nöthige was.

der durch das Uebermaß der Leiden zerstörten Seele als der natürliche Tod bei einem bösartigen Fieber, das die Kräfte der Natur theils verzehrt theils so sehr abschwächt, daß sie nicht mehr im Stande sind, den gewöhnlichen Umlauf des Lebens herzustellen. Man hat dem Dichter den Vorwurf gemacht, daß er die spitzfindigsten Gründe für den Selbstmord mit aller Kraft der Beredtsamkeit vortragen lasse, wogegen die wahren Gegengründe ungeschickt verfochten würden. Allein es liegt in Werthers leidenschaftlicher Ueberspannung, daß er Alberts Widerspruch kaum zu Worte kommen läßt, und sich über dessen sittlichen Abscheu und die Verachtung der Unbesonnenheit und Feigheit einer solchen That schwärmerisch hinwegsetzt, indem er auch hier allein die Stimme des Herzens und der Natur anerkennen will. Auch sollte uns ja in Albert kein scharfsinniger Philosoph entgegentreten, sondern ein ernster, besonnener, der gewöhnlichen Ansicht treu anhängender Mann, dem solche Ueberspanntheit gründlich zuwider ist und der sich ärgerlich davon abwendet. Eine Widerlegung von Werthers Gründen lag dem Roman fern, und kaum dürfte Werther, dessen Briefe wir hier fast allein haben, zum Bericht über eine solche Bekämpfung seiner leidenschaftlich gehegten Ansicht die geeignete Person sein.*)

*) In Rousseaus Heloise schreibt St. Preux, als Julie ihm verloren gehn soll, einen langen Brief, in welchem er die Gründe, die der Schwede Robeck in seiner Abhandlung de morte voluntaria philosophorum (1736) für den Selbstmord aufgestellt, weit ausführt. Den Gemeinspruch, es sei feig, lieber zu sterben als ein qualvolles Leben zu ertragen, verwirft er mit der Bemerkung, daß der Selbstmord die Krisis einer Krankheit sei. Gott befehle dadurch, daß er das Leben einem unerträglich mache, die Selbstvernichtung. Gott hat uns Leib und Leben gegeben; wir opfern es, wie der, welcher sich Arme oder Beine abschneiden

Ein paar Tage nach der Rückkehr von der Reise fühlt Werther sich wirklich beruhigt; die Gegenwart der Geliebten umfängt ihn so hold, daß er sich mit den Kindern herumtreiben, ihnen, wie er früher so gern that, Märchen erzählen kann.*) Allein bald versinkt er wieder in die trübseligste, trostloseste Schwermuth, wie wir am 10. sehen. Wie er früher in der lebensfrischen, vom Geist des Ewigschaffenden belebten Natur nur sein eigenes lebensvoll schlagendes Herz gesucht und gefunden**), wie allein die Erinnerung an jene Stunden ihn zu erheben vermag, so trägt er jetzt die düstere Verzweiflung an allem Glücke in diese hinein, sieht in ihr nichts als ewige Zerstörung, ein blindes, alles dem Untergang weihendes Schicksal, das so oft das frischeste Leben ereile, ehe die in ihm liegenden Kräfte zur vollen Entwicklung gediehen. Die ganze Natur, die er früher hinter einem täuschenden Vorhang geschaut, scheint ihm nun der Abgrund eines ewig offenen Grabes, er erkennt in ihr nur ein ewig verschlingendes,

---

lasse, um das Kostbarere, unser Wohl, zu retten. Der Selbstmord sei eine Arznei, wie das China gegen das Fieber. Auch vergleicht er den Tod des Selbstmörders mit dem des Fieberkranken. Vgl. auch oben den Brief vom 8. August.

*) Als Hauptstück erwähnt er das Märchen von der hülflos eingesperrten Prinzessin, wo aus der Zimmerdecke Hände hervorwachsen, die auf sie zukommen, sie mit Speis und Trank versehen und sie in jeder Weise freundlich bedienen. Was er dabei von der Aufmerksamkeit der Kinder auf die Einzelnheiten sagt, schöpfte er aus seiner Erfahrung. Um diesen den Glauben an die Märchen nicht zu rauben, gewöhnte er sich sogar, sie möglichst in derselben Weise zu erzählen. — Hier waren seit Himburgs drittem Nachdruck die Worte „ich konnte aber nicht dazu kommen“ ausgefallen, wie fast vor so gern.

**) Zu dem Wunsche, mit den Kranichen dahin zu fliegen, vgl. die Szene des Faust auf dem Spaziergange.

ewig wiederkäuendes Ungeheuer.*) Sein Unglück verfolgt ihn wachend und träumend; täuscht ihn auch zuweilen ein glücklicher, unschuldiger Traum, so ist sein Erwachen um so schrecklicher. Die düstere Hoffnungslosigkeit vernichtet auch den leisesten Antrieb zur Thätigkeit, er verfällt unruhiger, seine Kräfte aufzehrender Lässigkeit, wie er am 21. Wilhelm klagt. Seine treuen Mahnungen und die unerträgliche Leerheit und Oede seiner Seele regen zuweilen wohl den Gedanken in ihm auf, sich wirklich, damit er nur zu irgend einer, wenn auch ganz seelenlosen Beschäftigung gelange, um die Stelle bei der Gesandtschaft zu bewerben, die, wie sein Freund versichert, ihm nicht entgehn kann, allein der Gedanke, daß er dabei seine Freiheit daran geben müsse, und so aus einem Uebel in ein anderes gerathe, ist ihm zu unerträglich, als daß er länger denn eine Stunde an jenem Entschluß festzuhalten vermöchte.**)

Die liebevolle Freundlichkeit, womit Lotte und Albert ihm begegnen, mildert sein leidenschaftliches Ungestüm, so daß er ernstlich daran denkt, sich einem Verhältnisse zu entziehen, welches, wie er wohl fühlt, in dieser Weise unmöglich fortdauern kann. Lotte freut sich, wie er an den herrlichen Sommertagen in ihrem Baum-

*) Die Worte „die eure Dörfer wegspülen“ nach Fluten hat erst Bernays wieder hergestellt.

**) Schon der griechische Dichter Stesichorus kennt die hier benutzte Fabel vom Pferde, welches gegen den Hirsch die Hülfe des Menschen in Anspruch nahm, der, als er mit seiner Erlaubniß es bestiegen und den Hirsch getödtet hatte, es in seiner Gewalt behielt, und es für immer Sattel und Zaum tragen ließ. Wahrscheinlich schwebt die Stelle des Horaz im zehnten Briefe des ersten Buches oder Lafontaines Fabel (IV, 13) vor. Bei Phädrus sucht das Pferd gegen den Eber Hülfe.

stücke sitzt, mit dem Obstbrecher die Birnen aus dem Gipfel holt und sie ihr herunter läßt, und da er sich so verständig und beruhigt zeigt, wenn auch stille Wehmuth aus seinen Blicken und seinem ganzen Wesen spricht, so erweist sie sich gern gefällig, wie sie ihm zu seinem Geburtstag unerwartet eine der etlichemal verlangten blaßrothen Schleifen schenkt, welche sie vor hatte, als er sie kennen lernte, und zu gleicher Zeit verehrt ihm Albert die kleine Ausgabe des Homer, die er sich oft gewünscht.*) Daß Goethe in Wirklichkeit bis zum Anbrechen seines Geburtstages bei Lotten saß und Bohnen schnitt, benutzte er nicht. Die Schleife erhielt er wirklich erst später. Vgl. oben S. 31. Doch manchmal ergreift auch noch jetzt, wie wir zwei Tage später hören, wilde Verzweiflung Werther, wenn das volle Glück, das für ihn unwiederbringlich verloren ist, sich so lebhaft seinen Sinnen aufdrängt, und es treibt ihn dann in Berg und Wald, um in schaurigem einsamen Umherirren seinen Schmerz auszutoben.**) „Ich sehe dieses Elendes kein Ende als das Grab“, schließt er.

Bald darauf kommt Lotte wieder auf einige Zeit zu einer Freundin in die Stadt, wodurch Werthers Lage sich noch unerquicklicher gestaltet; denn konnte er sie auf dem Jagdhause häufig allein sehn und sich ihrer holden

---

*) Die Worte im Briefe vom 28. August: „Und doch sind deren [der gereiften Früchte] noch genug da; und doch — o mein Bruder! können wir gereifte Früchte vernachlässigen, verachten, ungenossen verfaulen lassen?“ deuten darauf hin, daß uns manche Wünsche in Erfüllung gehen, was man aber nicht zu schätzen weiß, weil man anderes Gewünschte vermißt.

**) Der „Stachelgürtel“ gehört wie das „härene Gewand“ zum Einsiedler in der Wüste, mit dem sich Goethe mehrfach vergleicht. Vgl. S. 43. 47.

Nähe voll erfreuen, so findet er sie jetzt nur bei der Freundin und, was noch drückender wirkt, bei Albert, der hier täglich um die Geliebte ist, während ihn seine Geschäfte hinderten, so oft auf das Jagdhaus hinaus zu kommen. Diese sich immer steigernde Unerträglichkeit kommt der wiederholten Mahnung Wilhelms zu Hülfe, und reift endlich in ihm den Entschluß, sich vom Orte zu entfernen.*) Freilich könnte man auf den ersten Anblick fragen, woher hier dem Werther die Kraft zu jenem männlichen Entschluß komme, man könnte meinen, der arme Junge sei hier dem Selbstmord eben so nahe und müsse eben so unaufhaltsam zu ihm hingetrieben werden als am Schlusse des Romans: allein sein edler Sinn trägt diesmal über seine Verzweiflung den Sieg davon, er fühlt, daß er die Freunde verlassen müsse, deren Glück er nicht stören dürfe; sein eigenes Wehe tritt hiergegen zurück und findet ein Gegengewicht in dem schönen Selbstbewußtsein, das ihn aufrecht erhält. Noch gibt er sich der Täuschung hin, daß er sein Herz bezwingen könne; erst als der Versuch, ins thätige Leben zu treten, so unglücklich geendet hat und seine feindselige Mißstimmung gegen die Welt dadurch unendlich gesteigert worden, als er die Unmöglichkeit erkannt hat, von Lotten zu lassen, und, zu ihr zurückgetrieben, die Qual, sie im Besitz eines andern zu sehn, seine Seele glühend verzehrt und ihn dem Wahnsinn zutreibt, erst da greift er zum letzten Rettungs-

*) Der Brief vom 3. September ist in seiner Abgerissenheit sehr bezeichnend, wenn er auch seiner Flüchtigkeit wegen auf den Leser nicht den geforderten Eindruck macht. Aber Werther kann eben unmöglich dem Freunde die Qual, die er leidet, näher ausführen. In Wirklichkeit hatte der Geburtstag Goethes Entschluß bestimmt, ohne Abschied Wetzlar zu verlassen.

mittel und entäußert sich des ihm ganz unerträglichen, für ihn eben so peinvollen als werthlosen Lebens.

Wie er früher auf einige Tage sich entfernt hat, so will er jetzt noch einen weitern Schritt wagen, er will sich ganz von hier losreißen: bleibt ihm ja der äußerste Ausweg, seinem elenden Leben ein Ende zu machen, noch immer offen, wenn er es gar nicht mehr auszuhalten vermag. Allein zur Ausführung seines Entschlusses kann er auch jetzt noch nur äußerst schwer sich verstehn; erst sieben Tage, nachdem er dem Freunde seinen Entschluß mitgetheilt, ermannt er sich, Lotten zum letztenmal zu sehn. Wird auch das Ergreifende dieses letzten Besuches durch das empfindsame Gespräch außerordentlich gesteigert, zu welchem Lotte sich in dem düstern, schaurigen Gartenkabinet*) bei ahnungsvollem Mondlicht gestimmt fühlt, Werthers Vorsatz wird gerade hierdurch gekräftigt, da ihm Lottens reine Seele und ihre durch die abscheidende Mutter geheiligte tiefwurzelnde Neigung zu Albert noch nie in dieser Klarheit entgegenstrahlte, wie an diesem Abend, wo sie ganz in weichester Rührung zerfloß. Es liegt hier das wirklich am Abend des 9. September 1772 gehaltene Gespräch zu Grunde. Vgl. S. 27.**) Will man daran Anstoß nehmen, daß ein sonst so klar verständiges Mädchen wie Lotte hier äußerst empfindsam erscheint, so erinnere man sich, daß diese Empfindsamkeit

*) Der Garten ist derselbe, dessen Werther gleich im ersten Briefe gedenkt, wo er, wie wir hier vernehmen, häufig (besonders in den letzten Tagen) mit Lotten gestanden, um sich am herrlichen Schauspiel der über Thal und Fluß untergehenden Sonne zu erfreuen. Vgl. S. 89.

**) Hier zum erstenmal redet der durch Lottens rührende Erwähnung ihrer Mutter hingerissene Werther sie mit Du an, dann nur noch in den Abschiedsbriefen vor seinem Tode. Lotte duzt ihn nie.

in der Zeit lag, und bedenke zugleich, daß auch solche klare Naturen Augenblicke haben, wo die gewöhnlich sich zurückhaltende Gefühlsseligkeit voll ausbricht, und daß gerade derartige Entscheidungspunkte, wie für Lotten dieser Besuch Werthers sein sollte, häufig mit geheimnißvoller Vorahnung wunderbar den Geist anwehen.

Zwischen den Briefen des hiermit abschließenden ersten und des zweiten Buches liegt ein Zwischenraum von fast sechs Wochen. Von Werthers schriftlichem Abschied, von seiner Reise nach der Hauptstadt, seinem Besuche beim Minister, der ihm die Stelle bei der Gesandtschaft bereitwillig zusagt, von seinem Zusammenkommen mit dem Gesandten, von allen diesen Dingen, die wir nothwendig voraussetzen müssen, hören wir nichts, da der Dichter nur die Hauptentwicklungen von Werthers Gefühlsleben uns zur Anschauung bringen will. Wir finden ihn in dem Augenblicke wieder, wo er mit dem Gesandten nach der Stadt gekommen ist, deren genauere Beschreibung der Dichter absichtlich unterläßt; nur so viel ersehen wir, daß es ein kleiner Ort ist, wo es von hohen und vornehmen Herren wimmelt, die irgend eine geschäftliche Thätigkeit hier zusammenführt, und zugleich vernehmen wir, welchen Eindruck das bisherige Leben in der höhern Welt auf ihn geübt. Durch seine kühne Flucht und Lottens so unendlich tief und zart ausgesprochene Neigung und Werthschätzung gehoben, aus der ihn immer mehr verdüsternden Einsamkeit in das geräuschvolle, aber innerlich leere und nichtige Welttreiben versetzt, muß er sich über das um die Gunst des Hofes buhlende, nach Ansehen, Macht und äußerer Ehre jagende Volk hoch erhaben fühlen, Selbstvertrauen und Genügsamkeit müssen sich im Be-

wußtsein, wie hoch er als Mensch über jenen leeren Scheinaffen stehe, allmählich in seiner Seele bilden, wenn er auch den tief schneidenden Verlust seines höchsten, einzigen Glückes nicht verwinden kann, der sein Blut zuweilen noch gewaltig aufregt.*) Zu seinem Unglück ist sein Gesandter (wie der Jerusalems) ein unholder Mann, was er nur zu bald empfindet, doch setzt er alle Kraft daran, es in seinem nun einmal ergriffenen Berufe auszuhalten, da er ahnt, das Schicksal habe ihm harte Prüfungen aufgelegt, denen er sich gefaßten, selbstbewußten Sinnes unterziehen will. So sehen wir ihn denn vorab das Leben ruhig tragen und auch den Freund mit seinen Klagen verschonen, an den er erst nach geraumer Zeit, fast sechs Wochen später**), wieder schreibt, und zwar nicht um zu klagen, sondern um ihm sein ganz leidliches Befinden mitzutheilen. Die vielen Geschäfte halten ihn in Spannung, und die mancherlei Leute, die er in seiner nächsten Nähe sich herumtreiben sieht, bieten ihm eine glückliche Unterhaltung. Was ihn aber besonders treibt, dem Freunde zu schreiben, ist die Bekanntschaft, die er an einem vortrefflichen Manne, dem Grafen C.., gemacht hat, der sich ihm gleich innigst zugethan bewiesen. Von Tag zu Tag muß er diesen von höchster Einsicht und umfassendster Erfahrung getragenen Mann mehr verehren, aus dessen Umgang so viel Sinn für wahre Freundschaft und Liebe spricht, daß er in schwärmerischer Freude an

*) „Guter Gott", schreibt er am Tage nach seiner Ankunft, „der du mir das alles [Kraft und Talent] schenktest, warum hieltest du nicht die Hälfte zurück, und gabst mir Selbstvertrauen und Genügsamkeit!"

**) Aber erst in der dritten Ausgabe trat das Datum des 26. November an die Stelle des ursprünglichen vom 10.

ihm hängt. „So eine wahre, warme Freude ist nicht in der Welt, als eine große Seele zu sehn, die sich gegen einen öffnet.“ Allein das Verhältniß zu seinem Gesandten, der ihm das Leben verbittert, wird, wie wir einen Monat später, am Weihnachtsabend*), hören, immer drückender für ihn, da jener das gerade Gegentheil seiner eigenen Natur ist, der pünktlichste Narr, und auf Werther um so erbitterter, als er merkt, daß der Graf ihm seine besondere Neigung geschenkt hat. Hierzu kommt, daß seine ängstlich angespannte Kraft doch leider nicht entschieden nachhält, sondern schon zu erschlaffen beginnt. Und so hören wir ihn denn seinem Freunde Wilhelm vorwerfen, daß er und die Mutter durch das ewige Vorspiegeln eines thätigen Lebens ihn in dieses Joch geschwatzt haben. Neben diesem leidigen Zerwürfnisse beginnen die Gesellschafts- und Lebensverhältnisse ihn anzuekeln, da die elendesten, erbärmlichsten Leidenschaften unverhüllt ihr Spiel treiben und der ekelste Adelstolz alle rein menschliche Anerkennung widerlich trübt. Um so glücklicher macht ihn die Bekanntschaft eines verwaisten adeligen Fräuleins von B.**), das mitten in dem steifen Leben sich viel Natur erhalten hat, und ihn, was er freilich seinem Freunde Wilhelm nicht gesteht, auch deshalb besonders anzieht, weil sie mit Lotten große Aehnlichkeit hat.

---

*) Früher lagen zwischen beiden Briefen mehr als sechs Wochen.

**) Diese ist eine reine Dichtung, weder an Maximiliane Brentano noch an Luise von Ziegler (oben S. 9. 44) zu denken, obgleich Erich Schmidt zu behaupten wagte, es fehle von letzterer kein Zug; vielmehr ist außer dem Adel kein einziger vorhanden. Die leidige Sucht, für alle Gestalten Goethes Vorbilder zu finden, hat schon viel verwirrt. Goethe schuf sein adeliges Fräulein gleich so manchen andern Gestalten im Werther, wie er sie zu seinem dichterischen Zwecke brauchte.

Rauschender Vergnügungen, wie Bälle und große Gesellschaften, hören wir unsern Freund nicht gedenken, ihn zieht nur reine, schöne Natur an, woran es freilich diesem Orte sehr mangelt. Die Bekanntschaft jenes Fräuleins hat Werther auf einem Spaziergange gemacht; am 8. Januar erwähnt er einer in voriger Woche veranstalteten großen Schlittenfahrt, an der er sich wohl betheiligen mußte, wobei aber leider die böse Rangsucht und das leidige Zeremoniel die ganze Sache verdarb. Auf einem weitern einsamen Spaziergange in der winterlichen Landschaft begegnen wir ihm am 20. Januar, wo ihn ein arges Sturmwetter nöthigt, in einer schlechten Bauernherberge einzukehren. Hier in der düstern Einsamkeit gilt sein erster sehnsüchtiger Gedanke Lotten, ja es treibt ihn unwiderstehlich, der fernen Freundin sein trauriges Leben zu schildern, das ihm keinen Augenblick der „Fülle des Herzens" gewähre, nur durch den Umgang mit jenem Lotten ähnlichen adeligen Fräulein noch irgend erträglich werde.*) Wenn Werther als Grund, weshalb er Lotten noch nicht geschrieben, seine Stimmung „in dem traurigen Neste, unter dem fremden, seinem Herzen ganz fremden Volke" anführt, die immerfort von der Art gewesen, daß er keinen Augenblick gehabt, wo das Herz ihn zu ihr gedrängt, so thut er — und auch dies ist ein sehr treffender Zug — in seinem Mißmuthe doch der vergangenen Zeit entschiedenes Unrecht, da er ja am Anfange sich ganz leidlich fand, durch den Umgang mit den edlen Grafen gehoben ward und, wie er in diesem Briefe selbst gesteht, mit jenem Fräulein „manche Stunde in ländlichen Szenen von

*) Die Stelle „Des Abends nehme ich — ist weg" fehlte ursprünglich.

ungemischter Glückseligkeit phantasirt" hat: was ihn eigentlich treibt, sich Lotten jetzt wieder mitzutheilen, entgeht ihm selbst. Es ist dies die tiefe, in seiner Brust immer mächtiger hervortretende Sehnsucht nach der Geliebten seines armen Herzens, die unter den seinen Geist spannenden Geschäften und den unterhaltenden Zerstreuungen eine Zeit lang beschwichtigt ruhte, aber mit seiner wachsenden Unzufriedenheit und der Abnahme seiner Widerstandskraft, womit sie in entschiedenster Wechselwirkung stand, sich stets dringender erhob und selbst aus dem Umgange mit jenem adeligen Fräulein, die er so viel von Lotten unterhalten durfte, reiche Nahrung sog. In dieser Einsamkeit, wo er so ganz wieder sich selbst überlassen ist, wo er keine Seele hat, der er sein tief erregtes Gefühl mittheilen könnte, drängt es ihn mit Gewalt, sich an die ferne Lotte zu wenden, in ihren Busen sein Unglück zu ergießen; denn je inniger er sich dieser erinnert, der Wonne, die er an ihrer Seite genossen, um so unglücklicher fühlt er sich. Hatte er bisher mit entschiedenster Absicht jede weitere Verbindung mit Lotten gemieden, so vermag er es nicht länger, er will, er muß wieder von ihr vernehmen und vor allem, wie es um ihre Verbindung mit Albert steht, die ihn gerade jetzt quält, da sie, wie ihm nicht unbekannt sein kann, eben nahe bevorsteht. Es ist sehr bezeichnend, daß gerade das, warum es ihm vor allem zu thun ist, sich wie eine unscheinbare Nebensache in den Schluß des Briefes flüchtet, als er eben, nachdem das Wetter sich aufgehellt, wieder zur Stadt will, um sich von neuem in diesen Käfig einzusperren. Aehnlich wie hier finden wir in manchen Briefen die Erwähnung seines Lebensüberdrusses und die Andeutung des Gedankens an Selbstmord am Schlusse,

auf den so häufig der Nachdruck fällt. Der bei der neuen Bearbeitung eingeschobene Brief vom 8. Februar, der in arger Verstimmung ausführt, wie wohlthätig ihm das abscheuliche Wetter der letzten acht Tage gewesen, dürfte hier weniger an der Stelle sein, mag es auch bezeichnend sein, daß er dem Freunde gegenüber in seiner an einen unangenehmen Gedanken sich festklammernden Weise über die durch das schlechte Wetter in ihm erregte wunderliche Stimmung nicht herauskommt.

Je ärger ihn alles peinigt und ängstigt, um so leidiger muß sich das Verhältniß zu seinem Gesandten gestalten, welcher ihn, wie wir am 17. vernehmen, bei Hofe verklagt und ihm einen Verweis zugezogen hat*), der ihn sofort seinen Abschied zu nehmen veranlaßt haben würde, hätte ihn nicht der freundliche Zuspruch des Ministers selbst noch davon zurückgehalten.**) Auf acht Tage lang fühlt er sich durch den wahrhaft hohen, edlen und weisen Sinn wohl beruhigt, der ihm aus dem Briefe seines ihm innigst geneigten, sein jugendliches Ungestüm milde beurtheilenden obersten Vorgesetzten entgegenweht, aber ihm selbst entgeht es nicht, daß diese Ruhe keinen langen Bestand haben kann. Da trifft ihn von Albert die unerwartete Nachricht seiner mit Lotten vollzogenen Verbindung. Er hatte gehofft, die Freunde würden ihm den Hochzeitstag anzeigen, und er war entschlossen, an diesem Tage Lottens Schattenriß von der Wand zu nehmen

---

*) Es liegt hier Jerusalems Verhältniß zu seinem Gesandten Höfler zu Grunde. Vgl. oben S. 73.

**) Die Anmerkung, in welcher das Weglassen des Briefes begründet wird, wäre sehr entbehrlich; sie ist in der Art Rousseaus, der mehrfach bemerkt, ein Brief oder mehrere seien ausgelassen oder verloren gegangen.

und wegzulegen, wie Goethe selbst (vgl. oben S. 42); jetzt, wo Albert aus Schonung die Anzeige unterlassen, will er den Schattenriß, wie der Dichter selbst, hängen lassen. Wie schmerzlich auch die Gewißheit, daß Lotte für ihn verloren, seinem freilich aller Hoffnung schon längst beraubten Herzen sein muß, so segnet er doch das liebe Paar aus voller Seele, beruhigt in der Ueberzeugung, daß er in Lottens Herzen den zweiten Platz einnehmen werde, wie dieser tröstliche Gedanke auch unsern Dichter selbst belebte (vgl. oben S. 31), wenn dieser auch ein andermal schreibt, es sei ihm einerlei, ob er in Lottens Liebe der Zweite oder der Zwanzigste sei, da der erste immer neunundneunzig Theile vom Ganzen habe.

In trübseliger Verstimmung versinkt Werther lässig in sich, bis, wie wir mehr als drei Wochen später, am 15. März, erfahren, der Verdruß, den er in der adeligen Gesellschaft des Grafen von C. zu dessen höchstem Leidwesen erlebt und der sofort durch geschwätzige Herumträger und höhnische Neider zum allgemeinen Gespräch wird, ihn in bitterste Wuth versetzt, so daß er mit den Zähnen knirscht und sich das Messer ins Herz bohren möchte, weil seine Ehre vor der Welt dadurch befleckt und er dem Spotte preisgegeben sei.**) Je höher er sich über die gewöhnlichen leeren Scheinmenschen erhaben fühlt, um so bitterer verletzt ihn der Vortheil, den sie

*) Ueber den zu Grunde liegenden Vorfall vgl. oben S. 73. Sehr glücklich wird hier Fräulein von B. verwandt. Die willkürlich wechselnde Zahl der Punkte bei unausgeschriebenen Namen ist ohne Bedeutung.

**) Er hatte zuerst Muth genug, sich darüber hinwegzusetzen und ruhig nach einem nahen Hügel zu fahren, um sich dort an dem herrlichen Schauspiel des Sonnenunterganges und am vierzehnten Gesange der Odyssee zu erfreuen, in welchem der Sauhirt seinen unbekannten König als Bettler bewirthet.

diesmal über ihn haben. In leidenschaftlicher, leicht erklärlicher Ungerechtigkeit wirft er wieder der Mutter und Wilhelm vor, daß sie eigentlich daran Schuld seien, da sie ihn zur Uebernahme eines Postens verleitet, der nicht nach seinem Sinne sei.*) Den grimmigen Schmerz noch mehr zu vergiften, muß gleich darauf jenes adelige Fräulein ihm aus innigst bewegtem Herzen erzählen, welchen Lärm die Geschichte gemacht, wie viel sie selbst darüber von ihrer Tante zu leiden gehabt, ja diese habe ihr den Umgang mit Werther vorgeworfen, diesen auf jede Weise herabgesetzt und erniedrigt.**) „Ach, ich habe hundertmal ein Messer ergriffen, um diesem gedrängten***) Herzen Luft zu machen." Er fühlt sich durch alles so gehetzt, daß, wie gewisse Pferde im Zustande schrecklicher Aufregung, um sich Luft zu machen, sich selbst eine Ader aufbeißen, sich durch Oeffnung einer solchen die ewige Freiheit schaffen möchte. So

---

*) Auffallend war hier in der ersten Ausgabe ein wohlwollender Bekannter durch A . . . bezeichnet, dessen voller Name Adelin im folgenden Brief ausgedruckt steht. Eine ähnliche Ungleichheit fanden wir im Briefe vom 8 Juli, wo neben dem jungen W. Selstadt und Audran genannt werden. Außer diesen findet sich ausgedruckt nur der Name Schmidt.

**) Der vom 16. März datirte Brief müßte vom Abend des 15. sein; denn jener unangenehme Vorfall fand am 14. statt, wie sich aus dem Brief vom 15. ergibt, und die traurige Nacht, welche das Fräulein nach dem Briefe vom 16. gehabt, muß unmittelbar auf jenen sie tief erschütternden Vorfall gefolgt sein. Noch viel bedenklicher ist es, daß der Brief vom 15 nach dem Gespräche mit dem Fräulein geschrieben sein muß, wie die Worte lehren: „Das alles hat mir Fräulein B. nachher erzählt", wogegen der Brief vom 16. zeigt, daß dieses Gespräch erst nach jenem Briefe erfolgt sein kann. Wahrscheinlich ist der Brief vom 16. in den schon vollendeten Roman ohne gehörige Berücksichtigung seines Vorgängers eingeschoben worden.

***) Das unentbehrliche Wort fehlte seit dem Nachdruck von 1779.

tritt der tief in seiner Seele ruhende Gedanke, durch eine freie That dem unerträglich gewordenen Leben sich zu entziehen, immer lebhafter hervor. Wie wenig er auch auf den Schein gibt, seine Ehre dünkt ihm hier unwiederbringlich verloren, und sie muß ihm um so heiliger sein, als sie die Sache des bei ihm allein gebietenden Herzens ist. Freilich würde er in ruhiger Stimmung sich über eine solche Kleinigkeit und das ekle Geträtsch hinwegsetzen, allein seine Seele ist zu aufgeregt, als daß sie diesen letzten Stoß ertragen könnte: alle seine fast erliegende Kraft hat er aufgewandt, um sich in den unangenehmen Verhältnissen zu erhalten, der Verweis vom Hofe hat ihn tief verletzt und die Nachricht von Lottens Vermählung sein Innerstes erschüttert, da muß ihn auch noch die durch seine eigene Unvorsichtigkeit veranlaßte Verhöhnung dieser „Schurken", die sich über ihn lustig machen, treffen.

Das Leben ist ihm jetzt zur Last und in der Verzweiflung der Leidenschaft sieht er kein anderes Mittel, es würdig zu enden, als sich in den Krieg zu stürzen, um auf dem Felde der Ehre zu sterben, wie Fernando in der Stella, Eduard in den Wahlverwandtschaften.*) Keine umsichtige Ueberlegung ist es, welche ihm diesen Entschluß eingibt, sondern gerade die Verzweiflung, die aber seine thätige Kraft noch nicht so ganz zerstört hat, daß er sein Leben nutzlos hinwerfen sollte, er will es noch verwerthen und durch einen edlen Heldentod seine Kraft bewähren, seine Ehre herstellen auf eine Weise, deren seine Verhöhner ihn ganz unfähig

---

*) Rousseaus St. Preux, dessen sich der junge Lord Eduard Bomston annimmt, schließt sich der Weltumseglung des Admirals Anson an.

halten. So nimmt er denn seine Entlassung, und er entschließt sich, dem Fürsten **, der vielen Geschmack an seiner Gesellschaft findet, zu folgen, um durch diesen, der General in *** Diensten ist, zu seinem Zweck zu gelangen. Dem Freunde theilt er am 24. seine genommene Entlassung mit, und daß er auf die fürstlichen Güter gehn werde; seine eigentliche Absicht, wovon er sich durch nichts abbringen lassen will, verschweigt er auf das sorglichste, und um Gegenschritte von Seiten der Mutter zu verhindern, läßt er den Brief liegen, bis er seinen Abschied erhalten. Dieser erfolgt mehr als drei Wochen später in einer Weise, die ihn mit innigster Rührung ergreift*), da sie ihn aufs neue erkennen läßt, wie wohl man ihm am Hofe will, und wie es ihm bei ruhiger Gelassenheit leicht gelungen wäre, die Wünsche der Mutter und des Freundes zu erfüllen, die ihn schon auf den hohen Posten eines Geheimenrathes oder Gesandten zusteuern sahen.**) Werthers Abreise verzieht sich ein paar Wochen, wahrscheinlich weil der Fürst noch einige Zeit zurückgehalten wird. Der Aufschub ist eben so wenig vom Dichter begründet als bedeutsam. Da Werther seinem Tod entgegengehn will, so kann er nicht unterlassen, auf der im Anfange des Blüthenmonats unternommenen Reise***) seine nur einige Meilen vom Wege ab liegende kleine so vertrauliche

*) Vgl. oben S. 78***.

**) Die den Zeilen vom 19. April vorgesetzten Worte „Zur Nachricht“ sollen diese als eine Ergänzung der am 24. März geschriebenen, aber nicht abgesandten bezeichnen; die folgende trocken erzählte „Nachricht“ ist als unmittelbar dahinter auf demselben Blatte geschrieben zu denken.

***) Der Brief ist vom 5. Mai. Man würde es natürlich finden, wenn er an demselben Tage abgereist wäre, wo er im vorigen Jahre in Lottens Heimat eintraf; aber von dort schreibt er schon am 4.

Vaterstadt*) zu besuchen, um so gleichsam Anfang und Ende seines Lebens aneinander zu knüpfen, noch einmal die Stätte seiner jugendlichen Hoffnungen zu schauen, deren völlige Vernichtung ihn jetzt dem Grabe zutreibt. Am 6. Mai verläßt er den Ort; den 9. beschreibt er die „Wallfahrt" nach der Heimat**), als er schon einige Tage bei dem Fürsten gewesen.

Auf dem fürstlichen Jagdschloß findet er sich bald unbehaglich, da der Fürst, bei aller Gutmüthigkeit und Liebe zur Kunst, mehr ein Verstandesmensch ist, der das, worauf Werther selbst alles hält, sein Herz, das ihm die einzige Quelle aller Kraft, aller Seligkeit und alles Elendes***), nicht nach Gebühr zu schätzen weiß, und mit seiner Umgebung kann er noch weniger zurecht kommen, da alle diese Leute nur den *einen* Zweck haben, sich des Fürsten Gunst zu bewahren. Seinen Plan, in den Krieg zu gehn, redet ihm der Fürst, wie wir erst am 25. hören, leicht als Grille aus, da er ihn darauf hinweist, wie wenig sein ganzes Wesen, das nach freier Selbstbestimmung sich sehne, hierzu geeignet sei; indessen würden seine verständigen

*) Den „vertraulichen Ort" bezeichnet er im folgenden Briefe als Stadt, während er ihm hier „die unerträgliche Stadt", eine größere entgegenstellt, in welche die Mutter nach dem Tode des Vaters gezogen.

**) Die Linde, vor der er „halten ließ" (*hieß* war Druckfehler), steht „nach S.. zu". Diese für den Leser nichts Anschauliches enthaltende Bestimmung hätte man gern entbehrt. Unter S.. haben wir uns wohl einen Vergnügungsort wie Wahlheim zu denken. Vielleicht hatte der Dichter ursprünglich desselben näher gedacht. — *Ungemessen* (ἀμέτρητος) nennt Homer das Meer nicht, dagegen *unsäglich* (ἀθέσφατος), Meer und Erde *grenzenlos* (ἀπείρων).

***) In derselben Weise beruft sich St. Preux immer auf sein Herz, von dem er gar sagt, es habe seines Gleichen nicht auf Erden, und er gedenkt seines kranken, verwundeten Herzens. Ohne das Herz ist ihm alles nichtig und leer, gegen sein Gebot gilt, hilft nichts.

Gründe wenig verfangen, hätte sich nicht das Verlangen, Lotten wiederzusehn, welches der seine innerste Seele aufregende Besuch der Heimat auf das entschiedenste genährt hat, von neuem in seiner Brust erhoben, was er freilich dem Fürsten eben so wenig als seinem Freunde Wilhelm verräth. Vergebens mahnt letzterer, der alles von seinem zweck- und thatenlosen Umherschweifen fürchtet, ihn auf das dringendste, beim Fürsten zu bleiben; Werther fühlt sich hier nicht an seiner Stelle, wie wohlwollend der Fürst sich ihm auch bezeigen mag, wie freundlich er auch an seinem Zeichnen Theil nimmt, gerade durch die Art, wie er dieses beurtheilt, verletzt er den bloß seiner Natur folgenden; nur noch acht Tage will er am 11. Juli diesem zu Liebe bleiben, um dann wieder in die Irre zu ziehen.*) Wilhelms Vorwurf, daß er nirgendwo Ruhe finde, preßt ihm am 16. die schmerzlichen Worte aus: „Ja, wohl bin ich nur ein Wanderer, ein Waller auf der Erde! Seid ihr denn mehr?“, die ein leicht entbehrlicher Zusatz der zweiten Bearbeitung sind, dessen Abgerissenheit auffallend erscheint.**) Dagegen ist es durchaus treffend, wenn unser armer Freund

*) Der Brief ist vom 11. Juni datirt; aber unmöglich kann zwischen diesem und dem von 18. Juli eine Zeit von mehr als fünf Wochen in der Mitte liegen. Er ist ohne Zweifel auf den 11. Juli zu setzen. Werther, der am 11. Wilhelm geschrieben, er bleibe noch acht Tage, meldet eine Woche später, er müsse doch noch vierzehn Tage verweilen. Die Aeußerung wäre nach so langem Zwischenraum höchst auffallend.

**) Die Zeilen sind als Antwort auf einen Brief Wilhelms zu fassen, der ihm vorwarf, daß er sich nirgends festsetze, immer auf der Wanderschaft sei. Er selbst denkt daran, daß das Leben nur eine Wanderschaft (vgl. den Brief vom 30. November), eine Wallfahrt auf Erden nach der bessern Heimat sei. Erich Schmidt irrt, wenn er an Ossians häufige Erwähnung des kommenden Wanderers denkt. Auch dürften hier bei dem „Waller auf der Erde“ kaum Klopstocks Verse in

am 18. auf Wilhelms besorgte Frage, wohin er denn wolle, ihm erwiedert, er habe sich selbst weis gemacht, er wolle die Bergwerke im **schen besuchen, im Grunde treibe es ihn aber nur wieder Lotten näher, und fühle er auch, wie lächerlich dies sei, so müsse er nun doch einmal seinem Herzen seinen Willen thun. Auffallend kann es scheinen, daß Werther auch jetzt noch vierzehn Tage beim Fürsten bleiben zu müssen glaubt: allein er ist eben in ein lässiges Träumen versunken, das ihn zu keinem mit leidenschaftlicher Lebhaftigkeit und drängender Entschiedenheit gefaßten Entschlusse kommen läßt, und eine vorahnende Scheu hält ihn noch immer zurück, sich Lotten wieder zu nähern, wie innig er auch fühlt, daß es ihm unmöglich sein wird, diesem sehnsüchtigen, ihn seinem Verderben zutreibenden Hange dauernden Widerstand zu leisten.

So drängt ihn denn sein verzogenes, eigensinniges Herz dem Untergang entgegen. Schon am 29. Juli finden wir ihn wieder bei Lotten, zu der es ihn unwiderstehlich gezogen. Allein die Reize der Geliebten, die jetzt Albert ganz angehört, gereichen ihm, wie wundervoll sie ihm auch entgegenstrahlen, nur zur höchsten Qual, da sie ihn höhnend mahnen, welches Glück er verloren. Sein Zustand ist um so peinlicher, als sein Herz ihm vorspiegelt, die Geliebte stimme mit seiner eigenen Natur inniger überein und würde durch ihn ein reineres, seligeres Glück gewonnen haben, als der trockene Albert ihr zu bieten vermöge. In die jetzt eingetretene Veränderung weiß er sich gar nicht zu

---

der Ode „der Selige“ vorgeschwebt haben: „Ist ein Mensch glückselig? Einer der Waller am Grabe das?“

fügen*), obgleich die wirklich geschlossene Verbindung ihm längst bekannt war, und er sich die nothwendigen Folgen derselben denken, ja von dem Besuche Lottens sich dadurch abhalten lassen mußte. Sein Geist ergeht sich in dem Traume einer glücklichen Aenderung dieses unerträglichen Verhältnisses, das ihm alles umdüstert, durch Alberts Tod; es scheint ihm unmöglich, daß ein anderer sie lieben könne und dürfe, ja Albert dünkt ihm seines Glückes nicht werth, da er es nicht voll zu genießen scheine, auch fühlt dieser sich, wie er sich einbildet, nicht so glücklich als er es zu werden geglaubt. Mit diesen ihn um und um treibenden Gedanken (in den Briefen vom 29. Juli bis zum 10. Oktober) trifft manches andere zusammen, was ihn bitter mißstimmt und schmerzlich an die schönen Tage der Vergangenheit mahnt: das Unglück seines guten Weibes zu Wahlheim, das Abgehen seines blauen einfachen Frackes, welchen er durch einen ganz gleichen ersetzen läßt, der aber doch nicht dieselbe Wirkung thun will, das Abhauen der herrlichen Nußbäume des alten ehrlichen, unterdessen verstorbenen Pfarrers zu St..;**)

*) Es schaudert ihn, wenn Albert sie um den Leib faßt. Viel gröber sieht Rousseaus St. Preux mit Bitterkeit, daß Julie und ihr Gatte das Schlafgemach betreten.

**) Als Vertreter der neuern biblischen Kritik werden im Briefe vom 15. September genannt Benjamin Cennicot, der mit ungeheurer Mühe die Lesarten des alten Testaments aus einer Zahl von 253 Handschriften zusammenbrachte, Johann Salomo Semler, der gleichfalls für die Herstellung des Textes, und Johann David Michaelis, der besonders für die sachliche Erklärung wirkte. Bei der Untersuchung des Kanons, der echten Bücher der heiligen Schrift, schwebt besonders Semlers 1771 erschienene „Abhandlung von freier Untersuchung des Kanons“ vor, wo das, was Michaelis u. a. nur behutsam von fern angedeutet hatten, mit entschiedener Schärfe ausgesprochen und auch die Bücher des neuen Testaments der strengsten Untersuchung unterworfen wurden. Viele biblischen

denn auch diesen Ort, wie alle Plätze, die Zeugen seines Glückes gewesen, besucht Werther, doch nur zu seiner eigenen Qual.

Die neue Bearbeitung hat hier sehr glücklich die weitere Entwicklung der Geschichte des Bauerburschen eingeschoben, worin Werther ein Abbild seines eigenen Unglücks erkennt. Nicht weniger passend zeigen die gleichfalls erst bei der neuen Bearbeitung eingefügten Briefe vom 5. und 12. September in zwei höchst glücklich gewählten Zügen Werthers unendlich reizbare Empfindsamkeit.

Die sich nebelhaft immer mehr über seine Seele ausbreitende Verdüsterung wird zur vollsten Verzweiflung, zugleich wächst die von Lottens Reizen aufgeregte wilde Leidenschaft und Gier, wie sich beides abwechselnd in den sieben, zum Theil kleinen Briefen vom 12. Oktober bis zum 8. November ausspricht. Ein höchst glücklicher Zug ist es, daß der trübselige, gestaltlose Ossian, von Werther, wie von der ganzen damaligen Zeit, Herder voran, schon früher (vgl. den Brief vom 10. Juli) ehrfurchtsvoll be-

---

Bücher, behauptete Semler, könnten ohne Nachtheil der christlichen Religion wegfallen, da sie nichts zur sittlichen Verbesserung des Menschen beitrügen. Er unterschied scharf die Schrift von dem darin enthaltenen Worte Gottes. Bei der „neumodischen moralisch-kritischen Reformation des Christenthums“ hat man an Eberhardt, Bahrdt, Basedow, Spalding, Teller, Nicolai u. a. zu denken, welche die menschliche Seite des Christenthums von der geschichtlichen sondern, „den Ueberrest des geschichtlichen Sauerteigs“ aus dem Christenthum abscheiden wollten. Auch Lessing wandte sich, wie Goethe in den frankfurter Anzeigen, gegen die „neumodischen Geistlichen“, die Theologen zu viel und Philosophen noch lange nicht genug seien. Bei den „Schwärmereien“ Lavaters, der die ganze Bibel wörtlich als Gottes Wort nahm und sie nach seiner ganz eigenthümlichen Weise frei auslegte, ist besonders an seine „Aussichten in die Ewigkeit“ zu denken, deren zwei letzte, von Goethe angezeigte Bände 1772 erschienen.

wundert, jetzt den heitern, lebensfrischen Homer ganz aus seiner Seele verdrängt hat, er in jener schaurigen Welt sich heimisch fühlt, wo der Sturmwind die Disteln der Haide erfaßt, die Leichen der Helden unter grasbewachsenen Steinen ruhen, die Geister der Gefallenen auf dampfenden Nebeln im Dämmerlicht des Mondes sich erheben und aus ihren Höhlen ächzen, die Wehklagen der Mädchens um die Geliebten erschallen. Besonders ergreift ihn das Bild des greisen blinden Sängers selbst, des großen Sohnes des herrlichen Fingal, der nur in der Erinnerung an die vergangene große Zeit „schmerzlich glühende Freuden" empfindet und hoffnungslos inmitten eines kraftlosen Geschlechtes dem Grabe zuwankt, den er gern auf sein Geheiß*) mit einem Schwertstich von der ihn durchzuckenden Qual langsamen Todes erlösen und dann sich selbst auf gleiche Weise mit ihm, einem Abbild seines eigenen Leidens, befreien möchte.**) Der steigende Lebensüberdruß Werthers, der sich mit dem Gedanken immer vertrauter macht, das Leben freiwillig zu verlassen, ergießt sich in den Briefen vom 26. Oktober und 3. November.***) Lebhaft hält er sich vor, wie wenig an dem Dasein eines Geschöpfes ge-

*) Bei dem edlen Waffenträger schwebt wohl Strato, der Freund des Marcus Junius Brutus, vor, der diesem auf dringendes Bitten durch sein Schwert den Tod geben mußte, was Shakespeare am Ende des „Julius Cäsar" benutzt.

**) Die hier angeführten Worte Ossians: „Der Wanderer wird kommen", sind aus dem Anfange von Berrathon, Ossians letztem Liede, genommen, den Werther auch weiter unten Lotten vorliest. Vorher deutet Werther auf die gleichfalls unten vorkommenden Lieder von Selma hin.

***) „Ein verlechzter Eimer" nach dem Prediger 12, 6: „Und der Eimer zerlechze am Born." Biblische Ausdrücke sind Werther, wie Goethe selbst, sehr geläufig.

legen sei, wie schnell der Hingeschiedene auch im Andenken der Freunde erlösche, und schaurig empfindet er seine Hoffnungslosigkeit, da sein Herz, das einst die Quelle aller Seligkeit gewesen, jetzt, wo seine frische Kraft versiegt sei, ihn ganz elend mache, ja selbst um den Trost der Thränen bittet er Gott vergebens. Dazwischen äußert er sich am 27. Oktober über die gewöhnlichen kalten, gefühllosen Menschen, die ihn, den heißblutigen, leidenschaftlichen Schwärmer, zur Verzweiflung bringen.*) Diese Aeußerung, wie der ganze kurze Brief, dürfte hier nicht an der Stelle und nachträglich in den schon vollendeten Roman eingeschaltet sein; auch wird er wenig gehoben durch die in der neuen Bearbeitung eingeschobenen Zeilen vom Abende desselben Tages, worin er ausspricht, daß seine Empfindung, die ganz von Lotten verschlungen werde, unbefriedigt bleibe und er so nichts sei. Dagegen ist die Steigerung der Leidenschaft in den Briefen vom 19., 30. Oktober**) und 8. November treffend angedeutet. Jede Kraft zum Widerstande ist aus seiner Brust gewichen, er lebt nur in Lottens Reizen, die ihm alle Besinnung rauben. „Bester! ich bin dahin!" schreibt er. „Sie kann mit mir machen, was sie will."

Die Mahnungen des Freundes, sich in das Unvermeidliche zu fügen, fruchten so wenig als der liebevolle Antheil Lottens, deren mitleidige Freundlichkeit vielmehr die Begier in seiner Brust gewaltig anfacht: das Unmenschliche

*) Man könnte sie freilich besonders auf Albert beziehen, aber auch dadurch gewinnt der Brief nicht viel.

**) Daß er hundertmal auf dem Punkte gestanden, Lotten um den Hals zu fallen, erinnert an die Aeußerung von St. Preux: „Hundertmal des Tags bin ich versucht, mich ihr zu Füßen zu werfen."

glaubt er geduldet zu haben und hält sich für vollberechtigt, sein Leben zu enden, aber diese verzweifelnden, in schwärmerischer Sehnsucht nach einem glücklichen Jenseits sich ergehenden Gedanken werden wild durchkreuzt von der unwiderstehlichen Begier, sich vor seinem Ende noch einmal Lottens inniger Liebe in einer herzlichen, Seele in Seele gießenden Umarmung zu versichern. So schließen sich die Briefe vom 15. November bis zum 6. Dezember in glücklichster Ausführung an die bisherigen Ausbrüche seines stürmisch erregten Herzens an. Wilhelms Hinweisung auf männliche Duldung und christliche Ergebung erwiedert er mit der zweideutigen Aeußerung, er habe bei aller „Müdseligkeit“ *) noch „Kraft genug durchzusetzen“, wie er meint, zum letzten entscheidenden Schritt, und mit der schwärmerisch ausgeführten Berufung auf die Verschiedenheit der menschlichen Seelen. Nicht allen könne und müsse die Religion Stütze und Erquickung sein, wobei er sich auf die Schriftworte (Joh. 6, 37. 66. 17, 24) beruft, daß nur diejenigen um den Sohn Gottes sein werden, die ihm der Vater gegeben, was er in wunderlicher, aber seiner alles verrückenden Leidenschaft ganz natürlicher Mißdeutung dahin auslegt, viele habe der Vater für sich bestimmt, und zu diesen, welche es zum Vater hindränge, glaubt er sich selbst zählen zu dürfen. Es ist die Stimme seines Herzens, welche im schmerzlich gepreßten Gefühle seines unendlichen Leidens ihm diese Vorstellung eingibt. Die Nothwendigkeit ergebener Duldung will und kann er nicht gelten lassen. Freilich weist das Schicksal dem Menschen

*) Die Aenderung „Mühseligkeit“ hat sich aus Himburgs Nachdruck erhalten. „Müdseligkeit“ ist gebildet wie „Trübseligkeit“, Ableitung von „Müdsal“.

das ihm bestimmte Maß an, das er auszuleiden hat: aber warum sollte er seinen Schmerz nicht auspressen dürfen, da ja selbst der Sohn Gottes im schrecklichen Leidenskampfe zum Vater rief, warum er ihn verlassen (Matth. 27, 46)! So legt er sich die Worte der Schrift nach seinen eigenen leidenschaftlichen Wünschen mit unbewußter Willkür zurecht. Daß Lottens Freundlichkeit, worin sich nur der innige Antheil an seinem Unglück ausspricht, das sie schonen zu müssen glaubt, daß diese ein Gift für ihn sei, da sie seine Begierde nur reize, spricht er selbst im Briefe vom 21. November in höchst bezeichnender Weise aus, und wie sehr hierdurch seine besten Vorsätze erschüttert werden, verräth er uns drei Tage später, wo er sich das heiligste Wort gibt, nie einen Kuß auf Lottens Lippen zu drücken, aber sogleich fortfährt: „Und doch — ich will! — Ha! siehst du, das*) steht wie eine Scheidewand vor meiner Seele! — Diese Seligkeit — und dann untergegangen, diese Sünde abzubüßen. — Sünde?“ Die in der spätern Bearbeitung eingeschobenen Briefe vom 22. und 26. November**) scheiden sich als wenig bezeichnend leicht aus.

Sein hoffnungsloser Schmerz wird am 30. *gewaltig aufgeregt durch den Anblick eines wahnsinnigen Menschen im grünen Rocke*, dem doch noch eine Hoffnung geblieben, wenn sie auch nur in der Verwirrung seiner Sinne begründet ist, während ihm selbst jede abgeschnitten: ist ja auch

*) Daß er zwischen beiden Entschlüssen schwankt. Jetzt aber entschließt er sich, seinem Herzen zu genügen, um dies dann durch den Tod zu büßen, obgleich er es nicht als Sünde erkennen kann.

**) Auffallend ist hier das Lesen eines „Dichters aus der Vorwelt“. Werther ist jetzt dazu unfähig.

jede falsche Hoffnung dem Leidenden Trost und Linderung, welche freilich die Wortkrämer, die sich da in ihrer Verständigkeit überheben, als thörichten Wahn verachten, wobei Werther den tödtlich Erkrankten, der vom fernen Bade Heilung hofft, und den Pilger, der Befreiung von seinen Gewissensbissen sucht, beispielsweise nennt. Und ruht nicht ein solcher Hoffnungswahn auf dem tief im Menschen begründeten Vertrauen zum alliebenden Vater, der in alles, was uns umgibt, Heilungs- und Linderungskraft gelegt! An diesen alliebenden, allheilenden Vater will sich auch Werther wenden, und er lebt der Ueberzeugung, dieser werde ihn nicht verstoßen, wenn er vor Vollendung der bestimmten Wanderschaft zurückkehre, weil es ihn unwiderstehlich zu ihm hingetrieben, die Welt nichts mehr für ihn gewesen. So benutzt er die bildliche Vorstellung des Lebens als einer Pilgrimschaft und die ganz in menschlicher Weise aufgefaßte Bezeichnung von Gott Vater zu seiner Rechtfertigung des Selbstmordes, wozu ihn alles drängt. In wundervoller Weise läßt Goethe hier seinen der Verwirrung nahen Werther die Gedanken in einander schlingen und mit den Begriffen ein willkürliches Spiel treiben, wie es ihm seine leidenschaftliche Glut eingibt, die ihm schon oben vorspiegelte, der Vater habe ihn für sich behalten. Werther fühlt sich in Folge jener Erscheinung des Wahnsinnigen noch tiefer erschüttert, als er, wie wir am 1. Dezember lesen, vernimmt, dieser Mensch habe gerade aus Liebe zu Lotten den Verstand verloren, so daß er in ihm gewissermaßen einen Leidensgefährten sehn muß.*) Fast

*) Bei der vortrefflich erzählten Geschichte könnten einige Züge von dem unglücklichen Rechtscandidaten Clauer vorschweben, der als Mündel in Goethes väterlichem Hause wohnte und ganz in der Erinnerung seiner glücklichen akade-

dürfte es scheinen, daß der Dichter hier etwas zu viel gethan habe, indem das Berechnete und Absichtliche gar zu sehr darin hervortritt, daß gerade die Leidenschaft zu Lotten den unglücklichen Menschen rasend gemacht hat; schon ohne dies würde sein Auftreten eine bedeutende, vielleicht eine bedeutendere, jedenfalls eine reinere Wirkung thun. Die Hauptsache ist für Werther, daß dieser noch immer auf Glück hofft, und von der Erinnerung an ein früheres, das ihm sein Wahnsinn im Irrenhause vorspiegelte, erfreut wird.

Immer entschiedener tritt Werthers unerträgliche Qual und die Nothwendigkeit hervor, derselben ein Ende zu machen. Lottens innigste Theilnahme steigert sein Unglück immer mehr, da sie ihn auf das bitterste an das erinnert, was ihm versagt ist, wie dies auf ergreifende Weise im Briefe vom 4. Dezember sich ausprägt. Ihre Gestalt verfolgt ihn wachend und träumend; immer schwebt sie mit ihren schwarzen Augen vor seinen verwirrten Sinnen, so daß sie in alle seine Gedanken sich gespensterhaft verschlingt, ihn wie ein Wahnbild umhertreibt.*) Und dennoch fühlt er

---

mischen Jahre lebte. Er sollte die jüngere Schwester von Goethes Mutter heiraten, ward aber irrsinnig, vielleicht auch in Folge eines Fiebers, kaum, weil er bei Umbau von Goethes Hause ausziehen mußte. Auch er schrieb eine schöne Hand. — Die Generalstaaten sind die reichen sieben niederländischen Provinzen. — In den Worten: „Elender, und auch" steht auch im Sinne von auch so, doch.

*) Am 10. Oktober war es ihm schon wohl, wenn er ihr nur in ihre schwarzen Augen sah. Nach Vollendung des Werther schreibt er: „Die liebe Max hab' ich in der Komödie gesprochen, ich hab' wieder die Augen gesehen; ich weiß nicht, was in den Augen ist." — Vor „wie ein Abgrund" fehlten seit 1779 die Worte „wie ein Meer". — Mache ich meine Augen zu, so sind sie da. Das letztere ist ein biblischer Ausdruck von den Gedanken. — Zu dem Ausdruck

keine Kraft in sich, den letzten Schritt zu wagen, das qualvolle Leben kühn abzuwerfen, da es ihm unmöglich ist, Lottens holdem Wesen zu entsagen, und so duldet er fort in dumpfer Verzweiflung.

Hier läßt Goethe denn Werthers Seele noch einmal wie die Flamme eines verlöschenden Lichtes auflodern, um dann desto tiefer in Schmerz und Unthätigkeit zu versinken: er theilt uns nämlich an dieser Stelle das Ende der in der zweiten Bearbeitung eingeschobenen Geschichte des verliebten Bauerburschen (vgl. S. 95) mit. Dieser hat in wahnsinniger Eifersucht den bei der Witwe in Dienst getretenen, von ihr begünstigten Knecht erschlagen. Werther wird vom glühendsten Mitgefühl für den Unglücklichen ergriffen, der ihm selbst als Verbrecher so schuldlos scheint, daß er die wunderlichsten Anstrengungen zu seiner Rettung macht, bis er sich endlich verzweiflungsvoll gestehn muß: „Du bist nicht zu retten, Unglücklicher! Ich sehe wohl, daß wir nicht zu retten sind.“ Das Schicksal jenes Unglücklichen dünkt ihm dem seinigen so ähnlich: auch jenem ist der Besitz des einzig geliebten Weibes versagt, aber er erträgt nicht die Qual, einen andern durch sie beglückt zu sehn, die Leidenschaft treibt ihn, er tödtet den Bevorzugten. Natürlicher dürfte es gewesen sein, wenn Werther durch das Wort des Unglücklichen: „Keiner wird sie haben, sie wird keinen haben!“ zu einer Klage über seine feige Schwäche veranlaßt worden wäre, die ihn abhalte, seinem eigenen unerträglichen Leiden ein Ende zu machen. Jener Bauerbursche läßt die Leidenschaft wild austoben, indem er denjenigen erschlägt, welcher sich

---

„füllen die Sinne meiner Stirn“ vgl. man im Egmont II, 1: „Die fürchterlichsten Gestalten sind mir wie vor die Stirne gebrannt (gebannt?)“.

des von ihm heiß ersehnten Glückes erfreuen soll; den geraden Gegensatz zu ihm bildet der Mensch im grünen Rocke (S. 130 f.), der durch die alle Sinne bewältigende unglückliche Liebe rasend und wahnwitzig wird. Werther steht zwischen beiden in der Mitte, da sein Geist dem Wahnsinn widersteht und sich nicht zu einem verbrecherischen Anfall auf ein fremdes Leben verleiten läßt, sondern den einzigen Ausweg ergreift, zu dem er sich berechtigt, ja von Natur nothwendig hingedrängt sieht, er tödtet sich selbst. In anderer Weise als bei Werther ist dieser verzweiflungsvolle Entschluß bei jenem Mädchen begründet, dessen Werther im Gespräche mit Albert über den Selbstmord (im Briefe vom 12. August) gedenkt; denn dieses gibt sich den Tod, weil es seine heiligsten Gefühle verrathen sieht, sich von der Welt ganz verlassen, sich mit seiner Qual und seiner Verzweiflung an Treu und Glauben allein fühlt. Wahrscheinlich wurde Goethe zunächst gerade durch den Wunsch, noch ein Gegenbild zu Werther aufzustellen, zu der Einfügung der Geschichte jenes Bauerburschen veranlaßt, für deren Schluß er keine andere passende Stelle zu finden glaubte als gerade hier, wo die erste Fassung an einer gewissen Trockenheit litt.

Schon in dieser unterbricht der Dichter die Mittheilung der Briefe, aber erst zwei Briefe darauf, durch eine erzählende Darstellung von Werthers letzten Tagen. Sie genügte ihm später nicht, besonders da er Albert zu ungünstig, gegen seine Frau und Werther wirklich verstimmt dargestellt hatte; bei der für nothwendig gehaltenen Aenderung kam ihm gerade Werthers von völliger Verwirrung aller rechtlichen Verhältnisse ausgehende Verwendung für den Bauerburschen wohl zu statten. Durch Alberts Erwiederung auf seine grillenhafte Vertheidigung und

Verwendung wird Werther so leidenschaftlich aufgeregt, daß er sich hastig auf den Rückweg macht, ohne Lotten seine Begleitung anzubieten. Albert sieht sich dadurch veranlaßt, das Gespräch auf ihn zu leiten, seiner Verwirrung und unglücklichen Leidenschaft zu gedenken, und auch den so nahe liegenden Wunsch zu äußern, Lotte möge ihm anders entgegentreten und seine Besuche zu beschränken wissen. Allein wie wenig auch zu leugnen steht, daß diese Fassung gegen die frühere den Vorzug verdient, so ist doch die Trockenheit und Schwäche der Erzählung nicht geschwunden, die auch in den weiter folgenden einleitenden Bemerkungen zu den Briefen vom 12. bis zum 20. Dezember und in dem nach letzterm eingefügten Absatz „Was in dieser Zeit — werth seien“ uns unangenehm berührt. Die hier gleich am Anfange versuchte Schilderung von Werthers immer mehr überhand nehmender Verstimmung scheint eben so unnöthig als mißlungen und erkältend, und daß schon hier die Erzählung eintritt, einzig durch Goethes irrige Voraussetzung veranlaßt, er müsse der Mißstimmung des Verhältnisses zu Albert in begründender Darstellung gedenken. Leider entging ihm, daß das Ganze bedeutend gewinnt, wenn jede zwischentretende Erzählung wegfällt, und die vier eingeschalteten Briefe vom 12. bis 20. Dezember ohne weiteres sich an den Brief vom 6. anschließen, wo denn auch das ursprüngliche Datum der beiden ersten Briefe (vom 8. und 17. Dezember) beizubehalten war. Erst nach dem Briefe vom 20. Dezember würde der Herausgeber selbst mit Recht eintreten, um über die letzten Tage des Unglücklichen zu berichten.

Wie ruhelos es den in sich zerfallenen, verzweifelnd in sich tobenden Werther umhertreibt, zeigt der Brief vom 12. (8.) Dezember. Wir sehen ihn spät

Abends in der stürmischen, menschenfeindlichen Jahreszeit umherschweifen, um seine innere Glut zu fühlen. Es ist ein schöner, mit Geschick verwandter Zug, daß der Roman, der mit dem schönen Mai Werthers glückliches Leben beginnt, den an allem Glück Verzweifelnden im schaurigen Spätherbst und Winter austoben und endlich sich den Tod geben läßt. Aehnlich wird die Jahreszeit in den Wahlverwandtschaften benutzt. Gestern Nacht, als er vernommen, daß der Fluß ausgetreten ist und sein liebes Thal bis nach Wahlheim überschwemmt hat, ließ es ihn nicht ruhen; noch um elf Uhr trieb es ihn hinaus, und das fürchterliche, vom Monde schaurig überleuchtete Schauspiel that seinem gepreßten Herzen so wohl, das sich in der Wonne verlor, alle seine Leiden dort enden zu dürfen.*) Doch die Erinnerung an die seligen Tage, die er einst an jenen jetzt vom Flusse überschwemmten Orten genossen, hielt ihn noch im traurigen Leben zurück, indem es ihm Lottens unendliche Reize lebhaft vor die Seele führt: und auch jetzt glaubt er seine Uhr noch nicht abgelaufen, nicht weil ihm der Muth fehlt, dem Leben zu entsagen, sondern weil er sich noch immer von Lotten gefesselt fühlt.**) Allein der schneidende Schmerz gewinnt immer mehr die Oberhand, je tiefer er in sich versinkt, ohne irgend einen Trost, irgend eine Beruhigung. Schon acht Tage lang, schreibt er am 14. (17.), habe er keine Besinnungskraft mehr, seine Augen seien thränenvoll, er fühle

---

*) Statt des kräftigen „hinabzustürmen" hatte sich der Himburgische Druckfehler „hinabzustürzen" fortgepflanzt.

**) Das liegt auch in dem Vergleiche mit der alten Bettlerin; wie diese an ihrem „hinsterbenden, freudelosen Dasein" hängt, so er an seiner verzweifelnden Liebe.

sich nirgend wohl und überall wohl, da nichts mehr auf ihn wirke, alle seine Wünsche, all sein Verlangen sei erloschen, und, wie er in bitterm Doppelsinn hinzufügt, es wäre ihm besser, er ginge. Der Traum, der ihm Lottens glühende Umarmung vorspiegelt, wird ihm, wie selig er sich auch von dem Gedanken daran durchzuckt fühlt, zur schaurigsten Qual, da ihn die Unmöglichkeit eines solchen verbotenen Genusses überströmt. Der Gedanke, enden zu müssen, tritt immer dringender an ihn heran, je mehr er fühlt, wie sein ganzes Wesen in diesem qualvollen Kampfe sich aufreibt; es gilt nur noch, das bange Schaudern vor dem kecken, Vernichtung drohenden Schritte zu überwinden, wie sich dies in den undatirten Zeilen ausspricht, in denen Goethe uns unpassend den Anfang eines unvollendeten Briefes an Wilhelm vermuthen läßt.*) Endlich steht der Vorsatz unwiderruflich fest, wobei Wilhelms Brief mitbestimmend wirkt, der, anknüpfend an seine zweideutigen Worte, es sei ihm besser, er ginge, ihn abholen will. Dieser drohenden Ueberkunft des Freundes zu entgehn, schreibt er die Zeilen vom 20., worin er nur Zeit zu gewinnen sucht, um ohne Uebereilung den letzten, schweren Schritt zu thun. Der ganze Brief ist als absichtlich zweideutiger Abschiedsgruß gehalten, ganz wie im Ajas des Sophokles die Worte, mit welchen der in den frei gewählten Tod gehende bewunderte Held sich von der Gattin und den Freunden verabschiedet (V. 684 ff.).

Der schon gefaßte Entschluß erhält seine qual-

*) An niemand anders konnte Werther schreiben, und die Worte schließen sich an den vorigen Brief an. Aber warum soll es bloß der Anfang eines Briefes sein? Solche kleine Zettel finden wir ja häufig und sie sind Werthers Stimmung gemäß. Hamlets berühmter Monolog klingt hier an.

vollste Bestätigung durch die Aufnahme, welche er am Abend desselben Tages bei Lotten findet, da diese in Folge des Gespräches mit Albert sich gedrungen fühlt, ihn auf die zarteste und innigste Weise zu bitten, um ihrer Ruhe willen sein Betragen gegen sie zu ändern, weil es nicht so bleiben könne, woran sie die Aufmunterung anschließt, sich zu frischem Leben zu ermannen und dem düstern, sie ängstigenden Haften an seiner Leidenschaft für sie sich zu entreißen, die ihn an sie banne und alle seine Kräfte aufzehre. Wie mußte eine solche Bitte aus dem Munde des geliebtesten Wesens den Unglücklichen, der, den Tod im Herzen, ihr genaht war, um noch einmal sich ihrer ganzen Liebenswürdigkeit zu erfreuen, ihrer Liebe heiliges Pfand ins Jenseits herüberzunehmen, wie mußte eine solche Bitte, durch die er sich aus dem Kreise herausgewiesen sah, den er freiwillig in bitterster Entsagung verlassen wollte, alle seine Nerven krankhaft zusammenziehen! Werther sucht, nachdem seine knirschende Wuth innerlich ausgetobt hat, eine gewisse Fassung wiederzugewinnen, indem er mit absichtlicher Zweideutigkeit Lotten ersucht, ihm noch ein wenig Ruhe zu lassen, alles werde schon werden. Seine Antwort auf die wiederholte Bitte, vor Weihnachtsabend nicht wiederzukommen, wird durchs Alberts Ankunft unterbrochen, dessen ihn beklemmende Erscheinung nebst der kalten Behandlung, welche er in den Augen des glühenden Werther gegen Lotten zeigt, den Unmuth des Unglücklichen auf das höchste steigert.*) Dieser mit Werthers kaltem Dank auf Alberts freundliche Einladung

*) Während sonst jede wirkliche Kälte und Verstimmung Alberts in der zweiten Fassung weggeschafft, diese nur als Einbildung Werthers dargestellt ist, hat Goethe hier den „frostigen Guten Abend" beibehalten, womit die Freunde

endende Besuch hat ihm die leidige Wahrheit, daß er Lottens Ruhe und Glück störe, daß er den Kreis, in den seine Seele fest gebannt ist, verlassen müsse, mit schärfster, sein Herz tief verletzender Unmittelbarkeit zur Anschauung gebracht, ihm die ganze Tiefe seines Unglücks gezeigt, das ihm, als er hastig nach Hause zurückgekehrt ist, bitterste Thränen erpreßt. Noch einmal stürmt es in seiner Brust wild auf, seine Leidenschaft durchschweift noch einmal alle Möglichkeiten, die glühende Gier nach Lottens Besitz zu befriedigen, sie dem eifersüchtigen, wie er in seiner düstern Verblendung glaubt, ihrer unwürdigen Gemahl zu entreißen: nirgends findet sein edles, bis in seine Urtiefen erschüttertes Herz einen Ausweg als in seinem eigenen Tode. Und so entschließt er sich denn in gefaßter Entsagung, den so lange als letzte Hülfe ihm vorschwebenden freiwilligen Tod endlich zu ergreifen, noch vor Weihnachtsabend will er sich opfern. Das, was ihn zum Selbstmord treibt, sind die unerträgliche Qual, Lotten im Besitz eines andern zu wissen, und die Ueberzeugung, daß er den Bund zwischen ihr und Albert, worin sie sich beglückt fühle, nicht stören dürfe, daß er ihm sein eigenes Leben zum Opfer bringen müsse. Die Berechtigung zu einem solchen Schritte sahen wir ihn schon früher (vgl. S. 104 f.) Albert gegenüber auf eine hier ganz zutreffende Weise vertheidigen.

Und der in jener schrecklichen Nacht gefaßte Entschluß steht am andern Morgen noch felsenfest, wo er den ersten Absatz des Briefes schreibt, den er Lotten beim Abschied aus dem Leben zurückläßt. Darauf befiehlt er seinem

---

sich begrüßen. Albert will eben zu erkennen geben, daß ihm die Besuche bei Lotten unlieb sind; denn dieser selbst grüßt als der Eintretende zuerst.

Bedienten, alles zur Abreise zu bereiten, um jeden Verdacht von sich abzulenken, und das Nöthige zu berichtigen, wobei Goethe, der uns seinen Helden bei aller Ueberspannung von der menschlich schönsten Seite zeigen muß, den treffenden Zug einfügt, er habe den Armen, denen er wöchentlich etwas zu geben gewohnt gewesen, dieses auf zwei Monate vorauszahlen lassen. Erst am Nachmittag verläßt er seine Wohnung, um sich noch einmal nach dem Jagdhause, wo er Lotten zuerst gesehen, zu begeben und von diesem ihm so unvergeßlichen Orte und der lieben Familie einen stummen, erinnerungsschweren Abschied zu nehmen, der ihm durch die unschuldige Freude der Kinder auf Weihnachtsabend und durch ihre anhängliche Liebe noch ergreifender gemacht wird. Hat er es endlich über sich gebracht, sich für Lotten zu opfern, so *kann er es sich doch*, gleichsam als Belohnung seiner muthigen Selbstverleugnung, bei seiner Rückkehr *nicht versagen, die Geliebte, die ihn nicht erwartet, noch einmal zu sehn*, ohne zu ahnen, wie dieser letzte Besuch enden könne; nur ihrer ganzen Liebenswürdigkeit möchte er sich noch einmal versichern, vielleicht auch ihrer innigst gewidmeten Liebe, um sie als ewiges Pfand mit ins Jenseits zu nehmen. In dem unmittelbar vorher geschriebenen Absatze seines letzten Briefes spricht sich nur die unwiderstehliche Begierde aus, sie vor seinem fest beschlossenen Ende noch einmal zu sehn, auch ist jede andere Andeutung vermieden. Lotte befand sich eben, da Albert eine Geschäftsreise unternommen, ganz allein, und war in tiefe Bekümmerniß um Werther versunken, der ihrem Herzen so theuer geworden, von dem sie sich so schwer trennen konnte, und doch sah sie kein Mittel, ihn in ihrer Nähe zu halten, da seine glühende Leidenschaft ihr in seinem ganzen

Werthe rein empfundenes eheliches Glück zu stören drohte.*) Werthers Ankunft macht sie bestürzt, doch faßt sie sich bald und so setzt sie sich möglichst gelassen neben ihn, wie sie pflegte. Um ein weiteres Gespräch zu vermeiden und sich ganz unbefangen zu zeigen, fragt sie, ob er nicht, wie sonst, etwas zu lesen habe, und da er dies verneint, bittet sie ihn, aus der Schublade im Nebenzimmer seine Uebersetzung einiger Gesänge Ossians zu holen, aus welcher er ihr vorlesen möge, da sie bisher immer vergebens gehofft, sie von ihm zu hören. Werther liest die Lieder von Selma**), die Klagen Minonens (der Schwester Morars, der Tochter des Königs Torman von Imora), Ullins und Armins, welche sie in der Halle des Palastes des Königs Fingal zu Selma ertönen lassen zum Preise früh hingeschiedener tapferer Jünglinge und heldenumworbener Mädchen.***) Lottens Herz fühlt sich durch die mit seelenvollem Gefühl vorgetragenen Klagelieder ängstlich gepreßt, da sie durch sie an ihren eigenen

*) Die Worte „hätte sie hoffen können, auch sein [Werthers] Verhältniß gegen Albert ganz wieder herzustellen“, dürften nicht ohne Anstoß sein, da, wüßte Werther sich zu mäßigen, die Herstellung brüderlicher Freundschaft gar nicht zu bezweifeln stand, ihr ängstlich besorgtes Verlangen demnach nur auf jene nothwendige Mäßigung gerichtet sein durfte. Uebrigens gehören diese Worte der spätern Bearbeitung an, welche hier die ursprüngliche Fassung wesentlich erweitert und verbessert hat.

**) Diese Lieder von Selma hatte Goethe bereits in Straßburg für seine geliebte Friederike übersetzt, und dieser wahrscheinlich vorgelesen, wie es hier Werther thut. Jene Uebersetzung ist erhalten; der deutsche Ossian von Denis war schon 1768 erschienen. Die Worte: „Es ist Alpins Stimme“ nach „die ich höre“ fehlten seit 1779. Auch erhielt sich seit der vierbändigen Ausgabe der Druckfehler „Ströme (statt Stürme) im Gipfel“.

***) Das am Anfange des Gedichtes genannte Lora ist eine große, unterhalb Selma gelegene Haide.

Schmerz um Werthers drohenden Verlust gemahnt wird, und als dieser die ergreifende Klage um Sohn und Tochter gelesen, die der alte verwaiste Armin erhebt, dem die Geister seiner Kinder oft im sinkenden Mond erscheinen, wie sie halbdämmernd in trauriger Eintracht zusammen wandeln, da bricht ein voller Thränenstrom aus ihren Augen. Werther, von gleichem Gefühl überwältigt, faßt ihre Hand, auf die er die bittersten Zähren weint; sein Haupt senkt sich auf ihren Arm nieder, auf dem seine Lippen und Augen glühend ruhen. Lotte will im Bewußtsein der Heiligkeit ihrer Pflicht sich entfernen; da aber Schmerz und inniger Antheil sie so angreifen, daß sie sich nicht zu erheben vermag*), bittet sie Werther, nur fortzufahren, worauf dieser denn den Anfang von Ossians Berrathon (vgl. S. 126*) liest, der ihn, da er ihn an sein eigenes fest beschlossenes Ende erinnert, so allgewaltig überströmt, daß er in wilder Glut vor Lottens Füßen niedersinkt, ihre Hände faßt, sie in seine Augen, wider seine Stirn drückt, so daß die Geliebte von ferne seinen schrecklichen Entschluß ahnt, was sie zu innigster Theilnahme rührt. Wie Lotte in diesem Augenblick sich selbst vergißt, in ängstlicher Verwirrung sich Werthers leidenschaftlicher Umarmung hingibt, bis sie, aus dem bittersüßen Rausch erwachend, sich ihrer Pflicht erinnert, mit erstickter Stimme, ihren Blick abwendend, ihm zuruft, ihn leise von sich stößt, sich seinen Armen entwindet, zu edlem Selbstbewußtsein sich ermannt, endlich mit der ernsten Mahnung, wie sehr er sich vergessen, und mit der Erklärung, daß sie ihn nie mehr wieder-

*) „Sie wollte sich entfernen, und [man erwartet eher aber] Schmerz und Antheil lagen betäubend wie Blei auf ihr."

sehn werde, noch mitleidsvolle Liebe im Blick, sich entfernt, ist vom Dichter eben so einfach als ergreifend geschildert.

Werther, den es noch am Abend im argen Schneegestöber vor das Thor treibt, um seine tobende Glut zu kühlen, Werther fühlt sich, wie wehe es ihm auch thut, daß Lotte ihm ein letztes Wort nicht gestatten will, am andern Morgen zum Tode schwärmerisch begeistert, wie sich dies in dem folgenden an Lotten geschriebenen Absatz des Abschiedsbriefes ausspricht. Schaudert auch seine Natur noch einmal vor dem Gedanken zurück, das volle Leben zu enden, kalt und schlaff dahingestreckt am Boden zu liegen, so durchströmt ihn doch das Gefühl, daß er nicht vergehen könne. Und doch packt ihn der Gedanke an den Tod wieder so unheimlich, daß er wie vor einem fürchterlichen Räthsel vor ihm zurückbebt. Die Gewißheit von Lottens Liebe, die er gestern zuerst in vollen glühenden Zügen von ihren Lippen gesogen, sie bürgt ihm, daß sie auf ewig sein ist, und darf sie auch nicht auf dieser Welt ihm angehören, so ist sie jenseits ihm unzertrennlich vereint, wie er dies mit der ganzen Inbrunst religiös gefärbter Schwärmerei in den Schlußworten ausspricht, worin er das Gespräch anklingen läßt, welches er selbst mit Lotten an jenem schauervollen Abend vor seiner Flucht geführt.

Albert selbst muß ihm die Pistolen zu seinem Tode leihen, wie er sie ihm einst zu einer kleinen Reise gegeben, und der Umstand, daß sie gerade durch Lottens Hände gegangen sind, gibt ihnen eine besondere Weihe.*) Daß sie

---

*) Die Schilderung von Lottens Zustand bis zu dem Augenblick, wo Werthers Knabe die Pistolen für seinen Herrn erbittet, und von der dadurch in ihr erregten Bewegung, scheint uns sehr unnöthig und bloß aus dem übermäßigen Streben, alles zu begründen, hervorgegangen zu sein. Auf das fast wörtlich aus-

zitternd die Waffen herunter genommen, scheint ihm ein Beweis ihrer Liebe, und wenn sie ihm kein Lebewohl sagen ließ, so ängstigt ihn nur einen Augenblick der Gedanke, sie habe seiner Vermessenheit wegen, durch die er sich ja auf ewig an sie gebannt fühlt, ihr Herz ihm verschlossen: unmöglich kann sie den hassen, dessen ganze Seele für sie entbrannt ist. Trotz des Regens (der Tag hatte mit trübem Nebel begonnen, so daß die Sonne sich seinen Augen für immer entzogen) muß er am späten Nachmittage noch einmal Feld, Wald und Himmel sehn; es treibt ihn in den gräflichen Garten, der ihn gleich am Anfang so wundervoll angezogen, wo er mit Lotten so oft gewandelt, wo er am Abend vor der Flucht jenes noch immer ihm im Sinne liegende Gespräch gehalten, aber auch noch weiter hinaus schweift er in der Gegend umher, und kehrt erst mit anbrechender Nacht zurück, wo er noch wenige tief gefühlte Abschiedsworte an seinen Freund Wilhelm und die Mutter so wie an Albert richtet. Den letztern bittet er um Vergebung, daß er Mißtrauen in sein Haus gebracht, und er spricht die Hoffnung aus, daß sein Tod, der dies ende, ihnen Glück bringen werde.*) „Albert! Albert! mache den Engel glücklich! Und so wohne Gottes Segen über dir!" Der Hoffnung, ihn wiederzusehn, wie er sie gegen Mutter und Freund äußert, gedenkt er gegen Albert nicht, da diese Vorstellung für ihn, der drüben Lotten allein zu besitzen hofft, nur peinigend sein würde.**)

Kestners Bericht stammende Zettelchen Werthers könnte unmittelbar folgen: „Der Knabe kam u. s. w." Wie es möglich sei, daß Lotte trotz einer leisen Ahnung von Werthers Entschluß die Pistolen verabfolgen lasse, brauchte der Dichter nicht auszuführen.

*) Auch hier liegt das von Jerusalem Berichtete (oben S. 79) zu Grunde.

**) Man vergleiche im Gegensatz hierzu Brackenburgs Verzweiflung im fünften Aufzuge des Egmont.

Aber sein letztes Wort, das mit aller Glut der Leidenschaft, mit aller ihn überflutenden Rührung wehmüthiger Erinnerung seines ganzen, reichen, jetzt so kalt und starr endenden Liebeslebens sich ergießt*), gilt Lotten, die er bittet, das seiner Bestattung wegen an ihren Vater gestellte Gesuch, zu unterstützen und sich über seinen Tod zu beruhigen, der einmal sein Schicksal gewesen. Er will in den Kleidern begraben sein, die Lotte berührt, mit der Schleife, welche diese ihm zu seinem Geburtstag geschenkt hat; ihr ihm einst geschenktes Schattenbild, das er so oft geküßt und täglich freundlich begrüßt, vermacht er ihr zum ewigen Angedenken. Ihren kleinen Geschwistern, die er so herzlich geliebt seit dem Tage, wo er sie zuerst in ihrer Mitte gesehen, möge sie sein unglückliches Schicksal erzählen. Die Hoffnung auf ein unvergängliches jenseitiges Leben bleibt ihm auch noch im letzten Augenblick, wo ihn der Glaube erfüllt, daß der Ewige, wie die Sterne des Himmels, so auch ihn an seinem Herzen trage. Noch ein zwiefaches bewegtes Lebewohl ruft er der Geliebten zu, aber die Hoffnung auf ein ewiges Wiedersehen jenseits, wo sie ihm ganz angehöre, äußert er nicht, wohl weil er jetzt das Verletzende einer solchen Erinnerung für die heilig verbundenen Freunde empfindet. Von einer religiös gefärbten Schwärmerei findet sich in diesem ruhig gefaßten, sein bewegtes Gefühl rein aussprechenden Briefe keine Spur. Werther tritt uns hier nur im schönsten menschlichen Gefühle, mit seiner tiefen Naturempfindung, seiner liebevoll sich öffnenden, reinen, edlen, aber bis in den Tod betrübten Seele entgegen, worin nur Lottens Liebe, zu welchem unglücklichen Weg sie ihn auch

*) Die von Klopstock, Wieland, Lessing u. a. gebrauchte luthersche Form *aufgehabenen* wurde erst in der Ausgabe letzter Hand geändert.

geführt haben mag, und das hingeschwundene Glück derselben als holde Sterne niederblinken. Von Werthers letzten Augenblicken gibt uns nur der Zustand Kunde, worin man ihn in der Frühe des andern Morgens antraf. Den Schluß nahm Goethe fast wörtlich aus Kestners Bericht.*) Die Verschmelzung seiner eigenen wetzlarer Liebe mit dem Selbstmord Jerusalems ist ihm wunderbar gelungen. Das Ganze fließt im entschiedensten Gegensatz zu Rousseaus Heloise in einem Gusse dahin und gibt uns ein ergreifendes Bild des dichterisch erfaßten Unglücklichen, bei dem gerade die mehrfachen Versuche, sich der Gewalt der Liebe zu entziehen, so bedeutsam wirken. Von seinem Verhältnisse zu Maximiliane Brentano ist durchaus nichts eingemischt. Im zweiten Buche ist das Meiste aus der Geschichte Jerusalems genommen, einiges aus seiner Liebe zu Lotten und der frankfurter Zeit, andres glücklich erfunden.

So hat uns denn der Dichter im Werther ein vollendetes Bild des Unglückes entworfen, das die schrankenlose Willkür eines weichen, sich allein und seinen Trieben nachhängenden Herzens den edelsten, begabtesten Naturen bereitet, ein Bild, aus welchem uns die Nothwendigkeit besonnener, männlich gefaßter Entsagung und Beschränkung mahnend entgegenleuchtet.

Die hier gewählte Briefform fand Goethe wesentlich bei Richardson; sie war ihm schon als Knabe geläufig und in Leipzig hatte er sie unter Gellert besonders geübt. Zwei Bruchstücke romanhafter Briefe haben sich erhalten. Richardsons

*) So auch die Worte „das (Kestner sein) Gesicht schon eines Todten". Als Goethe 1786 den Werther durchging, las er in Himburgs Nachdruck schien statt schon. Vielleicht würde er die ursprüngliche Fassung, hätte sie ihm vorgelegen, geändert haben.

Pamela besteht aus Briefen und tagebuchartigen Berichten der Heldin an ihre Eltern, nur sind auch einige fremde Briefe eingelegt. In Clarissa werden die Briefe Clarissens an Anna Howe durch zahlreiche Schreiben anderer Personen unterbrochen. In dem dritten Roman Richardsons sind außerdem die Briefe mit außerordentlich vielen und langen Beilagen der verschiedensten Art belastet. Auch bei Rousseau finden wir verschiedene Briefsteller, die sich oft in langen Abhandlungen über die mannigfaltigsten Dinge verbreiten, da er sich hier manchen gesammelten Stoffes entledigen wollte, ohne Rücksicht, ob diese Ausführungen an der Stelle passen und der Stimmung des Schreibenden gemäß sind. Goethe wich von Richardson und Rousseau darin ab, daß er nur Briefe Werthers an seinen Freund Wilhelm gibt, dessen Person und die seiner Mutter nur so weit hervortreten, als sie für die in den Briefen darzustellende Lebens- und Liebesgeschichte Anknüpfungspunkte bieten. Erst im zweiten Buche sieht sich Goethe genöthigt, selbst erzählend einzutreten und die einzelnen Briefe, in denen sich Werthers Gemüthszustand ausspricht, unter andern auch den großen letzten Brief an Lotten, in die Erzählung einzufügen. Dazu war er dadurch berechtigt, daß er sich, wie Rousseau, als Herausgeber darstellt, der alles, was er „von der Geschichte des armen Werther gefunden, mit Fleiß gesammelt habe“. Jenem folgte er auch bei den Anmerkungen, welche auf die Auslassung von Briefen und einzelnen Stellen hinzeigen, sonst hat er sich im Gegensatz zu dem darin sich gefallenden Rousseau mit sehr wenigen Ausnahmen der Noten enthalten. Widerstreitet nun auch das Eintreten der Erzählung der einheitlichen Kunstform, so war dies doch in unserm Falle unumgänglich, da bei der

sich entscheidenden Entwicklung Briefe nicht hinreichten, um uns alle äußern Umstände der Entwicklung mitzutheilen, hätte sie nicht einen übermäßigen, den Eindruck schwächenden Raum eingenommen, abgesehen davon, daß Werther, je näher er seinem Ende rückt, dem Freunde gegenüber immer weniger zur Mittheilung geneigt ist. Die von Richardson und Rousseau überkommene Briefform hat der Dichter auf eigenthümlichste Weise zu dramatischer Wirksamkeit gesteigert, da er hier überall, selbst in der Erzählung, nur den Erguß von Werthers Herz und Seele gibt, wodurch wir in das geheime Getriebe und Geäder seiner Empfindungen den klarsten Einblick gewinnen. Deshalb mußten diese Briefe manches Aeußere übergehn oder nur kurz andeuten, was zum vollen Verständnisse des Verlaufes der Handlung nöthig erscheint und sich nur sorgfältiger Betrachtung erschließt. Hiernach war es bei unserer Erläuterung eine eben so nothwendige als schwierige und dankbare Aufgabe, den einzelnen Briefen ihre Bedeutung in der Entwicklung nachzuweisen und den äußern Gang der Handlung aufzuzeigen. Nur in dem auf die Briefe folgenden Bericht des Herausgebers an den Leser, auch in ein paar später eingefügten Briefen, fanden wir einzelnes Matte und Ungenügende. Die Darstellung der Naturszenen ist unserm Dichter ohne alles Haschen nach Wirkung eben so meisterhaft gelungen als die hinreißende Glut der bald in rührender Klage, bald in wildem Sturm sich ergießenden Leidenschaft. Die Sprache athmet überall jene lebensvolle Frische, jene durchsichtige Klarheit, die uns auf den Grund des Herzens, in die Tiefe der gewaltig aufwogenden Menschennatur schauen läßt, sie strömt überall mit natürlicher Wahrheit und Kraft aus vollem, reinem Herzen, woher sie auch

unser eigenes Herz mit ureigenstem Gefühl überflutet, uns wunderbar anheimelt, uns mit der Unmittelbarkeit eigener Empfindung durchdringt — es ist die Sprache deutschen Gemüthes, wie sie seit Jahrhunderten nicht erklungen war, wie sie in dieser aus innerster Tiefe aufsprudelnden Glut einer leidenschaftlich stürmenden, die Strahlen ihres ganzen Wesens auf einen Punkt sammelnden Jünglingsseele sich noch nie der Welt offenbart hatte. Rousseau hatte zuerst die Sprache der Leidenschaft im Gegensatz zum überkommenen gesetzten Stile der Bühnen- und Salonsprache gewagt; er selbst hatte es ausgesprochen, daß der Brief eines leidenschaftlich Liebenden zerfahren, unordentlich, voll Weitschweifigkeit und Wiederholungen sein müsse, ja er hatte absichtlich gegen den gangbaren Sprachgebrauch verstoßen, wo er dadurch eine besondere Wirkung hervorzubringen glaubte. Wie der tief bewegte Goethe die Sprache des Herzens voll erklingen läßt, zeigen seine Briefe an Kestner. Im Werther spricht der ganz in die Lage des Unglücklichen versetzte Dichter, dem alle Mittel leidenschaftlicher Darstellung und schwellenden Gefühls zu Gebote stehen, der hierzu besonders aus der gemüthlichen Volkssprache die innigsten Töne schöpft, dabei auch mundartliche Formen und niedrige Ausdrücke nicht scheut, wobei er freilich an die äußerste Grenze des Erlaubten streift, doch haben die spätern Ausgaben hier meist das Uebertriebene der abgeschliffenen Formen, wie auch die von der Volkssprache aufgenommenen, den reinen Fluß der Sprache störenden Fremdwörter getilgt. Den bildlichen Ausdruck, der Goethe, „dem ewigen Gleichnißmacher“, schon als Knabe und Jüngling so geläufig war, daß noch Kestner dies als einen charakteristischen Zug hervorhebt, ist von so außerordentlicher Wirksamkeit, als er sich von

wirklichem Uebermaß fern hielt. Auch hier, wie in der ganzen Ausführung, zeigt sich bei aller leidenschaftlichen Aufregung künstlerischer Sinn.*) Und so wird Goethes Werther ein ewiges Denkmal einer von flammender Liebe getriebenen Dichterseele bleiben, das wir um so ehrfurchtsvoller zu bewundern haben, als der Dichter selbst, viel größer als sein vielbeweinter Held, sich mit männlich gefaßter Kraft und entschlossenem Muthe glücklich rettete aus den wilden Kämpfen seines blutig gemarterten Herzens.

*) Ueber den rhetorischen Ausdruck im Werther vgl. Erich Schmidt in der angeführten Schrift S. 251 ff.

IV. Werthers Briefe aus der Schweiz.

In Goethes Werken folgen unmittelbar auf unsern Roman zwei Abtheilungen Briefe aus der Schweiz, von denen die zweite nichts mit der ersten und mit Werther zu thun hat, da sie sich auf die im Spätjahre 1779 von unserm Dichter in Begleitung des Herzogs Karl August und des Oberforstmeisters von Wedel unternommene Schweizerreise bezieht und aus den von dieser aus nach Weimar an Frau von Stein geschriebenen Briefen im Anfange des Jahres 1780 zusammengestellt wurde. Dagegen sollen wir uns die Briefe der ersten Abtheilung von Werther vor seiner Bekanntschaft mit Lotten geschrieben denken. Als Goethe diese Briefe 1808 mit Riemer zum Zweck der Aufnahme in die neue Ausgabe der Werke durchging, bemerkte er diesem bei der Herausgabe ihm fördernd zur Seite stehenden Freunde, er habe eine Reisebeschreibung durch die Schweiz im wertherschen Geschmack liefern und die Briefe, um objektiv zu werden, unter mehrere vertheilen wollen (?). Im Frühjahr 1831 dagegen äußerte er im neunzehnten Buche von Dichtung und Wahrheit, er habe den Gegensatz der schweizerischen löblichen Ordnung nnd gesetzlichen Beschränkung mit einem n jugendlichem Wahn geforderten Naturleben in diesen Briefen zu schildern gesucht; weil man aber alles, was der Dichter unbewunden darstelle, gleich als entschiedene Meinung, als didaktischen Tadel aufzunehmen pflege, so seien die Schweizer deshalb sehr unwillig gewesen, und habe er die beabsichtigte Fort-

setzung unterlassen, welche das Herankommen Werthers bis zur Zeit, wo der Roman beginne, hätte darstellen sollen. Allein in Wirklichkeit wollte er nicht die Bildung von Werthers Charakter verdeutlichen, sondern nur den Eindruck der großartigen schweizer Natur auf einen so trübselig verstimmten Charakter schildern, wobei er freilich die Erfindung eines „leidenschaftlichen Märchens", wie er sich gegen Schiller am 12. Februar 1796 in Bezug auf die zweite Abtheilung der Briefe äußert, für nothwendig erachtete. Auch war es nicht das Mißfallen der Schweizer, welches ihn von der weitern Fortsetzung abhielt, obgleich besonders die sittenstrengen Genfer sich über die nach ihrer Stadt verlegte Geschichte beklagten, sondern er fühlte sich zur Fortführung der Briefe nicht gestimmt. Die vorhandenen Briefe Werthers sind im Februar 1796 entstanden, wie sich aus der Bemerkung in Goethes Tagebuch unter dem 18. Februar 1796 ergibt: „Fing an zu diktiren an Werthers Reise."*) Der Dichter hatte im Februar seine alten Papiere durchgesehen, um daraus vielleicht einen Beitrag für die von Schiller herausgegebenen Horen zu gewinnen; er fand nichts, was zu gebrauchen wäre; um aber seinen guten Willen zu zeigen, sandte er dem Freunde am 13. Februar seine Schweizerbriefe vom Jahre 1779. Diese Briefe nun brachten ihn auf den Gedanken, eine Reise Werthers durch die Schweiz zu beschreiben, womit er am 18. Februar während seiner Anwesenheit zu Jena begann, doch blieben sie, als er nach Weimar zurückgekehrt war, ganz liegen. Bei der spätern Herausgabe in den Werken

---

*) Weder Strehlke in der hempelschen Ausgabe (XVI, 218), noch von Loeper (zu Dichtung und Wahrheit IV, 203) hat diese von mir schon 1855 gemachte Mittheilung benutzt.

fühlte er sich zur Fortsetzung nicht aufgelegt; er begnügte sich, die schon in Schillers Horen gedruckten Briefe vom Jahre 1779 als zweite Abtheilung höchst unpassend anzuschließen.

Werthers an einen ungenannten Freund gerichtete Briefe zeigen uns diesen in wunderlicher Verdüsterung und schwermüthiger Mißstimmung. Ganz anders wirkte die Schweiz auf den jungen Goethe, reiste dieser auch einmal mit den Stolbergen dahin, um zu versuchen, ob er seiner Liebe zu Lili entsagen könne. So wenig früher die gedruckten Beschreibungen der Schweiz Werther angezogen haben, da sich ihm kein lebendiges Bild daraus entwickeln wollte, so wenig fühlt er sich jetzt durch seine eigene Auffassung dieser Naturwunder befriedigt, bei denen er nichts denken, nichts empfinden kann; seine Beschreibungen, die er auf den dringendsten Wunsch des Freundes diesem übersenden muß, kommen ihm so ärmlich, so nichtig vor. Der Mißmuth treibt ihn, statt dieser erhabenen Natur sich mit reinem Sinne zu erfreuen, sich in bittern Spott zu ergehn über die gerühmte Freiheit der Schweizer, die sich einst von einem Tyrannen frei gemacht (er kennt natürlich nur die Tellsage), und die Erbärmlichkeit aller Menschenwerke. Dann aber versinkt er trübselig in sich selbst und gibt sich träumerischen, ihn von der frischen, frohen Gegenwart widerwärtig abwendenden Gedanken hin. Das Ersteigen der Berge ist ihm ein lästiges Erkriechen, bei dem wir immer am Boden bleiben. Dem Adler gleich möchte er sich zu den höchsten und tiefsten, ganz unzugänglichen Felsen in freiem Fluge hinschwingen. Sodann brütet er über die wunderliche Gegeneinanderwirkung von Einbildungskraft und körperlicher Stimmung. In der Gesellschaft fühlt er sich gedrückt, da ihn sein ganzes Wesen nach

innen treibt, er von allem, was sich ihm hier darbietet, gar nicht oder mit ganz wunderlicher, ihn gewaltsam forttreibender Leidenschaft angeregt wird. Wie seltsam ergreifen seinen Kunstsinn eine gemalte Landschaft und der ihm zugeschickte Korb mit frischem Obst! Hierbei tritt zuerst sein Freund Ferdinand auf. Mit ihm begegnet er einem leeren jungen Menschen, der durch ein scheinbares Ordensband die Leute täuscht, was er und Ferdinand zu ihrem eigenen Schaden erfahren.

Nichts kann seinem nach Freiheit und großartiger Wirksamkeit strebenden Sinne genügen. Eine sinnbildliche Darstellung auf einem Ofen erinnert ihn an das bedächtige, mühevoll schleichende Leben, das seiner zu Hause wartet, wo er wie das Pferd in der Mühle sich abarbeiten muß; er spottet über die verworrene Willkür im Leben, die wir Freiheit nennen, und deren Kümmerlichkeit ihm so recht jämmerlich erscheint im Gegensatz zu der durch eine ewige stumme Nothwendigkeit bestehenden Natur, die unbedürftig, gefühllos, göttlich sei. So haben ihn auch die erhabenen Naturschönheiten der Furka und des Gotthard nur seine eigene Armseligkeit bitter empfinden lassen. Mit allen hohen Planen der Menschen scheint es ihm erbärmlich schlecht bestellt: nur in der genügsamen Beschränkung, wo der Mensch ohne Vor- und Rücksicht einem genau vorgezeichneten Handwerk sich hingibt, sieht er das uns beschiedene Glück; „er (der Handwerker) ist nur eine Stufe über dem Thier und ist ein ganzer Mensch.“ Die erste und natürlichste Beschäftigung des Menschen, der Ackerbau, widert ihn an, weil der Erfolg desselben außerhalb der Macht des Menschen liegt, dem bloßen Zufall überlassen bleibt. Seine Hoffnung, daß er in einem „rührigen“ Geschäfte

sich glücklich finden könne, ist nichts als eine Täuschung; er beneidet das Glück des Tischlers, des Töpfers, aber er hat nicht die Kraft, irgend etwas zu ergreifen, das eine angestrengte dauernde Thätigkeit fordert.

Spricht sich in den bisherigen Briefen Werthers schwärmerisch träumerischer, wunderlich trüber, die natürliche Anschauung der Dinge zu eigener Qual verrückender Sinn aus, so klingt in den folgenden ein ganz anderer Ton, doch sind wir deshalb keineswegs berechtigt, eine spätere Abfassung der letzten vier Briefe anzunehmen, vielmehr liegt die Verschiedenheit in der Leidenschaft begründet, wovon Werther jetzt glühend aufgeregt wird. Sein Herz fühlt sich durch die Entdeckung freudig überrascht, daß ein fröhliches, lebhaftes und liebreizendes Mädchen, die Tochter eines angesehenen Mannes — man darf diese Eleonore nicht mit der Leonore am Anfange von Werthers Leiden verwechseln)*) —, von inniger Neigung zu ihm entflammt worden: die Knospe der Liebe ist unwillkürlich in ihrer größten Schönheit und Bescheidenheit vor ihm aufgebrochen, es ist ihm, als wenn ein ganzer Frühling auf einmal seine Blüthen auf ihn herunter schüttelte. Die darauf folgenden drei letzten Briefe, welche sich auf die Ausbildung seines Kunstsinnes beziehen und seine echt künstlerische, von sinnlicher Gier freie staunende Verehrung der menschlichen Gestalt bekunden, dürften weit besser vor dem viertletzten Briefe ihren Platz erhalten, wo noch keine Neigung ihn ergriffen hat. Ihre jetzige

---

*) Der Vater wird Tübou genannt, es ist der einzige ausgeschriebene Zuname; sonst kommt ein Kunstfreund M*** vor, bei dem natürlich auch an keine wirkliche Person zu denken ist, obgleich man versucht sein könnte, hier an Merck oder Mecheln zu denken.

Stellung kann nur in einem Versehen bei der Herausgabe ihren Grund haben. Die Fortsetzung würde um so anziehender gewesen sein, als sich Werther hier gerade an dem durch Rousseaus neue Heloise verklärten Genfersee befindet. Jedenfalls schwebte dem Dichter ein unglückliches Ende dieser Liebe vor, in Folge eines unerwarteten Todes der Geliebten oder sonstiger Verwicklungen, und sollte vielleicht Werthers Schmerz, ähnlich wie bei dem Geliebten von Rousseaus Julie (Heloise), sich in den Eisbergen Savoyens austoben. Die Ausführung unterblieb wohl deshalb, weil der Dichter sich scheute mit seiner eigenen so jugendglühen Darstellung in Werthers Leiden zu wetteifern, wo ihm das Höchste in der Schilderung eines solchen leidenschaftlich gespannten, seinem Herzen jeden Willen gestattenden Charakters gelungen war.

Nachschrift.

In dem bei unserer Darstellung der Entstehung benutzten Briefwechsel zwischen Goethe und Frau von Laroche sind neuerdings von Fielitz (in Schnorrs Archiv IX, 82 ff.) manche Briefe anders datirt worden; aber von Loepers Datirung der hier besonders in Betracht kommenden Briefe 8 und 9 ist unzweifelhaft richtig, und daß Goethe sein so entschieden ausgesprochenes Wort, er werde die Schwelle Brentanos nie wieder betreten, gleich darauf gebrochen habe, wird dadurch nicht erwiesen, daß er gegen andere, wohl auf den Wunsch der Frau von Laroche, dieses Zwistes nicht gedenkt.

Inhalt.